LD 5887

Der Blumenstraus.

Sammlung lehrreicher Beyspiele und Erzählungen für die Jugend.

I. Bändchen.

Augsburg

verlegt von Joh. Georg Rollwagen unter der Barfüsserkirche.

[ca. 1800]

STADTBIBLIOT
AUGSBURG
1957, 1135

Zum Vorberichte.

In der Nähe einer großen Stadt lebte Herr Gutmann mit seiner Frau und ihrem fünfjährigen Sohne Ludwig auf einem Landgute, das er sich mit dem Vermögen gekauft hatte, welches er zum Theil ererbt, zum Theil durch Fleiß und Sparsamkeit erworben und vermehrt hatte. Gutmanns vorzüglichste Sorgfalt war, seinem Sohne eine solche Erziehung zu geben, daß er einst als ein erwachsener Mann, nicht nur von Seiten seines Kopfes, durch besondere Kenntnisse, Fleiß und Geschicklichkeit, sondern auch vorzüglich von Seiten seines Herzens, durch ein tugendhaftes Betragen sei-

ne wahre Wohlfahrt befördern könnte. Denn nichts ist für Kinder und junge Leute wohlthätiger und nothwendiger, als wenn man ihnen schon von der ersten Jugend an diejenigen Grundlehren der Weisheit und der Tugend einprägt, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, sich einst in der Welt als rechtschaffene Leute fortzubringen, und der Zukunft getrost und ohne Vorwürfe des Gewissens entgegen sehen zu können. Dieß suchte Herr Gutmann dadurch bey seinem lieben Ludwig zu bewerkstelligen, daß er ihn beständig bey allem, was der Knabe that, unter seinen Augen hatte, und ihn so sehr an sich gewöhnte, daß der Knabe nirgends lieber, als bey seinem Vater und bey seiner Mutter war. Gutmann unterrichtete, weil ihm sein unabhängiges Leben Zeit genug dazu übrig ließ, seinen Ludwig selbst, und

hatte dabey die Gewohnheit, seinem Sohne die Sachen, die er zu lernen hatte, und die nicht nothwendig dem Gedächtnisse streng und wörtlich, sondern nur ihrem Inhalte nach eingeprägt werden mußten, in Beyspielen und Erzählungen beyzubringen, welche der kleine Ludwig nicht nur sehr gerne hörte, sondern auch sehr gut merkte, denn er mußte seinen Eltern das wieder erzählen, was man ihm erzählt hatte. Aus diesen Erzählungen entstand die kleine Sammlung von Erzählungen und Beyspielen, welche hier andern guten Kindern zu ihrer Belehrung und zu ihrem Vergnügen mitgetheilt werden. Einst saß Herr Gutmann mit seiner Frau auf der Rasenbank im Garten, und las in einem neuen Büchelchen, das Erzählungen und Beyspiele für gute Kinder enthielt, um darin wieder etwas für seinen Ludwig zu fin-

finden, und es ihm zu erzählen. Seine Frau beschäftigte sich neben ihm mit Blumen, und band ein Sträuschen für ihren Ludwig, der freudig durch den Garten hüpfte, und für seine Mutter ein Sträuschen gepflückt hatte. Als er, wie auf dem Titelkupfer zu sehen ist, herbey hüpfte, und darauf in dem Büchelchen, das der Vater in der Hand hielt, die schönen Bilderchen sahe, o da bat er seinen Vater so dringend und herzlich, ihm daraus zu erzählen, daß ihm Herr Gutmann seine unschuldige Bitte nicht abschlagen konnte. Weil Ludwig eben seiner Mutter Blumen gebracht hatte, so erzählte ihm Herr Gutmann:

Die Blumen.

Mannigfaltig sind die Blumen, welche der gute Gott auf Erden gepflanzt hat, so sagte ein Vater zu seinem Sohne: Veilchen, Rosen, Hyacinthen, Nelken,

und tausend andere entzücken uns durch ihre liebliche Gestalt, und erquicken uns durch ihren süßen Geruch; aber alle diese Blumen verwelken, sobald der Frühling und der Sommer entfliehen. Betrachte dagegen dort den Apfelbaum, er trägt jezt liebliche Blüthen, in deren Kelch die weiße Farbe der Lilie und das holde Roth der Rose sanft verschmelzen. Auch seine Blüthe fällt ab und welkt, aber nur die Blättchen fallen ab und welken, das übrige bleibt und reift zur süßen Frucht, die uns im Herbst und Winter erquickt und nährt. Lieber Sohn! auch du bist jetzt eine Blume, o gleiche der Blüthe des Baumes, die dereinst zur schönen Frucht reift, und nützlich ist. Benutze die Zeit deiner Blüthe, die Zeit der Jugend, um dir die Kenntnisse und Tugenden zu erwerben, wodurch du dir und andern nützen kannst,

sonst gleichest du im Frühling deines Lebens höchstens der Tulipane, die zwar durch ihre blendende Gestalt anfangs gefällt, aber vergessen wird, sobald sie verblüht ist. —

Folge diesem Rathe, mein Sohn, fügte Gutmann hinzu, strebe, verständig und gut zu werden, dann werden wir, ich und deine Mutter, Freude an deiner Blüthe finden.

Ludwig versprach dieß seinen theuren Eltern, und noch jetzt giebt er sich durch Sittsamkeit, Liebe zur Ordnung und Arbeitsamkeit alle Mühe, sein Wort zu halten.

Möchte dieß doch auch bey allen unsern jungen Lesern und Leserinnen der Fall seyn!

I.

Wie gut Gott sey.

Das kleine Lottchen, das durch seine gute Aufführung, seine Gefälligkeit und Munterkeit, seinen Eltern viele Freude machte, kam einmal ganz traurig aus seiner Kammer, und klagte über Kopf- und Leibschmerzen. Man bot ihr allerley Erquickungen an, die ihr aber alle eckelhaft waren, und sie wurde in wenig Stunden so krank, daß sie sich wieder zu Bette legen mußte.

Hier lag es einige Tage unter abwechselndem Froste, und großer Hitze, bis sich endlich an ihrem Leibe rothe Punkte zeigten. Sobald sie der Arzt erblickte, sagte er: das werden die Pocken. Darüber erschracken Vater und Mutter, baten, in ihres Kindes Gegen-

wart, Gott, daß er ihr Geduld schenken wolle, und versprachen einander, daß sie, von dieser Stunde an, alle Aufmerksamkeit auf ihre liebe Tochter richten wollten, um ihr, wo möglich, ihr Leben und ihre gesunden Glieder zu erhalten.

Sie thaten es auch wirklich, konnten aber doch nicht verhindern, daß nicht die Umstände des armen Kindes täglich wären schlechter geworden. Der ganze Leib wurde so mit hochaufgeschwollenen Pocken bedeckt, daß man keinen Platz, so groß wie ein Kreuzer, finden konnte, der davon frey gewesen wäre. Dies verursachte ihr ein so entsetzliches Brennen, als wenn sie in glühenden Kohlen läge.

So lag das arme Kind, hatte gar keine Freude mehr, und fühlte nichts als Schmerz.

Die guten Eltern, die Lottchen gar herzlich liebten, stunden bey ihrem Krankenbette unbeschreiblichen Kummer aus, und baten Gott, daß er doch ihr liebes Kind, wenn es ihm gut wäre, von seinen Schmerzen befreyen möchte.

Und Gott erhörte ihr Gebet; die Pocken fiengen an abzutrocknen, der Schmerz legte sich, der Appetit zum Essen fand sich ein, die Au-

gen

gen giengen wieder auf, und das Gehör wurde wieder hergestellt. Lottchen konnte wieder aufstehen. Da war große Freude im ganzen Hause. Alle ihre Freundinnen hörten die angenehme Nachricht, daß Lottchen wieder gesund sey, kamen herbeygelaufen, umarmten sie, und weinten vor Freuden an ihrem Halse. Sobald sie die verlohrnen Kräfte wieder hatte, stellte ihr Vater ein Fest an, zur Bezeugung seiner großen Freude, lud dazu all ihre Freundinnen ein, und fuhr mit ihnen nach seinem Weinberg zu, wo er ein schönes Lusthaus hatte, aus welchem er einen großen Theil des Feldes übersehen konnte. Da sah Lottchen die grüne Flur, nach vielen Wochen, das erstemal wieder, und fand in ihr eine Menge Schönheiten und Reize, die sie sonst gar nicht bemerkt hatte; jeder Käfer, jede Raupe, jede Blume machte ihr Freude. Sie schmiegte sich zärtlich an ihres Vaters Arm, und sagte: O guter Vater! wie schön ists auf der Welt! Sehen Sie die vielen Bäume, die bunten Vögel, die auf denselben hüpfen, die grünen Wiesen, die erstaunlich vielen Blumen, dort die vielen Schäfchen!

Da sehen Sie einmal den allerliebsten Käfer! und hier diese Raupe!

Ach lieber Vater, wie gut ist Gott! hat so viel schönes für mich gemacht, und hat mir (hier traten ihr Thränen in die Augen,) hat mir Augen gegeben, daß ich es sehen kann.

Ihre liebe Mutter brachte ihr einen Teller voll Erdbeeren und Zwieback. Sie aß davon, schlug voll Vergnügen an ihre Brust, und sagte: O wie süß, wie süß schmeckt das! Itzo fühle ich recht, wie gut es Gott mit uns meynt. Hat so viele Süßigkeiten in die Speisen gelegt, und unsre Zunge so gemacht, daß wir sie schmecken können.

Malchen, ihre beste Freundin, brachte ihr einen Straus von Feldpoley, Schlüsselblumen und andern wohlriechenden Kräutern, und Blumen, gab ihr einen Kuß und den Straus, und sagte: o du liebes Mädchen! wie bin ich doch so froh, daß ich dich wieder küssen, und dir ein Sträuschen bringen kann! Lottchen roch; ha, das roch trefflich! Sie fand da ein neues Vergnügen, das sie sonst nicht bemerkt hatte. Riechen Sie einmal, sagte sie, liebe Mutter, wie viel Erquickung Gott in diese Blumen ge-

legt

Wie gut ist Gott!

legt hat! der gute Gott! und hat unsre Nase so gebaut, daß wir sie empfinden können.

Itzo versammelten sich alle ihre Gespielen um sie, plauderten, spielten mit ihr, und sangen bisweilen ein Liedchen. Und Lottchen wurde immer vergnügter; drückte eine nach der andern an sich, und sagte: O ihr guten Mädchen! wie viele Freude macht ihr mir! Wie angenehm sind eure Gespräche und eure Lieder, und wie lieb hat mich Gott, daß er mir Ohren gegeben hat, daß ich euch hören kann!

So wurde der ganze Tag in Freude und Bewunderung der Güte Gottes zugebracht. Gegen Abend sah die Gesellschaft noch der Sonnen Untergang und des Mondes Aufgang mit an, dann fuhren sie vergnügt nach Hause. Und da Lottchen in ihr Bette kam, dankte sie noch dem lieben Gott für alles Gute, das er ihr erzeigt hatte.

Du lieber Gott, sagte sie, du machst uns gar viele Freude. Wohin ich gehe und sehe, da finde ich etwas, das mir Vergnügen macht. Ach ich habe das Alles so lange genossen, und nicht darüber nachgedacht! Vergieb mirs, lieber Gott! Ich will mich bessern; bey jedem

Blümchen, das ich finde, bey jedem Bissen, den ich esse, bey jedem Vogel, den ich singen höre, will ich an dich und deine Liebe denken!

S.

II.

Vom Vertrauen auf Gott.

Ein armer, geringer Bauer brachte es durch Fleiß und Gottes Segen dahin, daß er sich ein Häuschen bauen, eine Kuh halten und einen eigenen Acker bestellen konnte. Allein er hatte einen bösen Nachbar, der nicht arbeiten mochte, und das Fortkommen des guten Mannes neidisch ansah. So viel Herzeleid er ihm anthat, so wenig vergalt der wackere Bauersmann Böses mit Bösem. Er borgte vielmehr seinem Feinde oft Brodkorn und allerley Hausgeräthe. Dabey sagte er oft: Lieber Nachbar! laßt uns doch im Frieden leben. Der Nachbar

bar aber war ein böser Mensch, und dachte nicht daran, das Geliehene wieder zu bringen; sondern zerbrach vielmehr die geliehenen Hausgeräthe muthwillig. Obgleich er es sehr verdiente, daß der gute Bauer ihm nichts mehr borgen wollte, so wurde er doch nur desto boshafter. Ich mag euch nicht alles erzählen, lieben Kinder, was er seinem Wohlthäter Böses that. Ihr werdet genug gehört haben, wenn ich euch das Einzige sage, daß er so sehr Bösewicht war, dem wackern Manne sein Haus in Brand zu stecken. Der abgebrannte Mann verkaufte ein Stück von seinem Acker, und wollte sein Häuschen wieder aufbauen. Er hatte deswegen eines Abends aus einem Steinbruche Steine geholt, und sang auf seinem Wege aus einem alten Liede den Vers: **Ach Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich. Mein Vertrauen steht ganz zu dir.** — Als er so sang, wurde er etwas im Wege gewahr, das ihn aufmerksam machte. Es war ein ziemlich schweres Kästchen. Er nahm es mit sich, und dachte sogleich, es möchte die Herrschaft es verlohren haben, welche vor dem Steinbruche vorbey gefah-

fahren war. Er wollte es aufbewahren, und meynte, daß Gott ihm wohl dabey etwas zugedacht hätte, wenn er das Kästchen wieder an den rechten Mann brächte.

Da er noch unterwegs war, kamen einige Bediente ungestüm auf ihn zugesprungen, und fragten hastig, ob er nichts gefunden habe. Ja wohl habe ich etwas gefunden, liebe Leute! antwortete der Bauer, ein Kästchen dort am Wege habe ich gefunden. Geschwind hergegeben, sprachen die Diener, geschwind, geschwind! unsre Herrschaft hat das Kästchen verlohren. Ey nun, erwiederte der Bauer, ich will es traun nicht behalten; aber ich kann und darf es doch der Herrschaft selbst überbringen? So macht fort, antworteten sie. In einem Hui spannte er seine Pferde aus, ließ den Wagen stehen, und ritt, begleitet von den Dienern, fort. Andre Abgesandte kamen ihnen entgegen, welchen die frohe Nachricht zugerufen wurde, daß das Kästchen gefunden sey. Pfeilschnell überbrachten diese die Nachricht der wartenden Herrschaft, welche ein Graf und eine Gräfin war. In dem Kästchen

chen mochten wohl für 50,000 Thaler Kostbarkeiten gewesen seyn.

Da ist Ihr Kästchen, sprach der Finder, wie er bey der Herrschaft ankam. Es muß nichts von Ihren Sachen fehlen. Man schloß das Kästchen auf, und siehe! es fehlte nicht an einem. Lieber Mann, sagte der Graf, seyd ihr denn immer so ehrlich? Womit soll ich eure Treue belohnen? Ihr konntet ja damit in alle Welt reiten.

Bewahre mich Gott, antwortete der Bauer. Zwar bin ich jetzt ein armer Mann, ich hatte ein gutes Auskommen; aber nun! — — Hier erzählte er von seinem bösen Nachbar, wie er durch diesen arm geworden sey. Aber, setzte er hinzu, ich will und mag das nicht, **was mir mit gutem Gewissen nicht werden kann**, ich habe meine Sache Gott empfohlen, weiter kann ich nichts sagen, auch nichts von Ihnen verlangen.

Gerührt sah der Graf die Gräfin an, und diese den Grafen, welcher ihm 500 Thaler auszahlte, und ihm die Versicherung gab, er wolle an seinen Vetter schreiben, um ihn auf 2 Jahre von allen Abgaben frey zu machen.

Lie-

Lieber Himmel! das ist zu viel, sprach der Bauer, das kann ich nicht nehmen. Was soll ich mit so vielem Gelde? Ach, lieber Herr! wenn ich nur so viel hätte, daß ich mir wieder eine Kuh kaufen könnte, — — dann wäre ich zufrieden. Die sollt Ihr auch haben, erwiederte der Graf, und noch mehr, wenn ich nach Hause komme. Nur dieses erst mitgenommen. Wie er noch immer es nicht anrühren wollte, so schüttete es die Gräfin in einen ledernen Beutel, und nähte es ihm selbst in seinen Futtersack, der Graf aber hieng ihm denselben über die Schultern, und sagte: Geht, ehrlicher Mann, in Gottes Namen fort, meine Jäger sollen euch nach eurem Hause bringen.

Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich. Das war fast alles, was unser Bauer sagte.

Der Vetter, an welchem der Graf wirklich geschrieben, war auch ein Graf, und der Gutsbesitzer des Orts, wo der Bauer wohnte. Dieser Gutsbesitzer wunderte sich, woher noch so spät seines Vetters Leute kämen, allein er sah bald die Ursache, da der Bauer den ihm mitgegebenen Brief überreichte. Bravo! Glück

zu! lieber Mann! dies waren die Worte des Grafen. Ihr sollt auch das Holz zu eurem neuen Hause frey aus meinem Forst haben. Lieber Himmel! mehr konnte der Bauer nicht gleich hervorbringen. Nach einigem Besinnen zeigte er die 500 Thaler, welche er erhalten hatte, und bat den gütigen Herrn, sie ihm aufzubewahren, bis er sie brauchen würde. Dann gieng er nach Hause, konnte vor so vieler Freude nicht schlafen, und dachte immer darüber nach, wie gut es Gott mit ihm gemacht habe, da ein böser Mensch Böses gegen ihn im Sinne gehabt hätte.

Der Bau gieng von statten, und da der Bauer gar nicht mehr an die versprochene Kuh dachte, so kam, etwa nach drey Monaten, ein schwer beladener Wagen mit vier Pferden vor seine Thür, und zwey schöne Kühe hinterdrein. Der Verwalter, welcher dabey war, fragte nach dem Bauer, und sagte: Ihr denkt wohl, unser Graf habe die Kuh vergessen; aber seht, hier schickt er euch zwey. Sie konnten nicht eher kommen, bis eure Ställe fertig waren. Auch sendet euch mein Herr Alles, was dort auf dem Wagen ist. Laßt abladen, und seyd

guter Dinge! — Was wohl auf dem Wagen war? Hausgeräth, Saatkorn und allerley Lebensmittel. Gott! du bist noch heut so reich, u. s. w. — sagte nun wieder der Bauer.

Dem bösen Nachbar gieng es inzwischen sehr elend. Krank und erbärmlich schlich er herum, und niemand trauete ihm. So elend kam er auch vor des guten Mannes Thür, gegen welchen er so schlecht gehandelt hatte, und bettelte. Ach Himmel! sagte der Edle, seyd ihr es, Nachbar? Kommt herein — Alles vergeben, Alles vergessen. — Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn; — da, setzet euch hin und esset. Eine solche Güte rührte den Bösewicht so sehr, daß er auf die Knie fiel, Alles gestand, und ernstliche Besserung versprach.

Wollet ihr das halten, was ihr versprochen habt, sagte der Andere, so behalte ich euch in meinem Brode. Ich habe jezt Hülfe nöthig. Der andere, der vorher so boshaft gehandelt hatte, gieng diesen Vorschlag ein, arbeitete fleißig, und wurde ein guter Mensch.

Seht

Seht, liebe Kinder! so lohnt Gott alle, die ihr Vertrauen auf ihn setzen, und sich, bey redlichem Gebrauche ihrer eigenen Kräfte, unter den Leiden dieses Lebens auf seinen Schutz und auf seine Hülfe verlassen.

Drum Kinder! laßt uns Gott vertrauen!
Auf Gott laßt unsre Hoffnung bauen.

(Exempelbuch für Kinder.)

III.

Der Tod des Armen.

Eine Anekdote von Mercier.

In der Vorstadt St. Marcel, zu Paris, die vorzugsweise der Sitz des Elendes genannt zu werden verdient (wohin dann auch schlechtes Brod, verdorbenes vergiftetes Oel gehören), raff-

raffte ein dort herrschendes Fleckfieber die Armen hundertweise dahin; sie hatten nicht einmal Zeit, sich in das Hospital, Hotel de Dieu genannt, schleppen zu lassen; die Beichtväter kamen nicht aus einem Hause heraus, und die lezte Oelung wurde von der Dachstube herab bis zum untersten Stockwerk gereicht. —

Ermattet sanken den Todtengräbern die Arme hinab . . . da kam ein ehrwürdiger Geistlicher gegangen, und trat in eine Stube, worin eines von diesen unglücklichen Schlachtopfern der Seuche schmachtete; es war ein sterbender Greis, auf scheußlichen Lumpen hingestreckt. Er war allein; nur Stroh diente ihm zur Decke und zum Hauptküssen. Da war kein Geräthe, kein Stuhl; alles dieses hatte er in den ersten Tagen seiner Krankheit für einige Tropfen Suppe verkaufen müssen. Nichts hieng an den schwarzen nackten Mauern, als eine Axt und zwey Sägen; diese waren sein ganzer Reichthum, als er noch mit seinen Händen arbeiten konnte; jetzt aber vermochte er sich nicht zu regen. „Fasset Muth, rief ihm der Beichtvater zu; Gott läßt euch heute eine große Gnade widerfahren; denn unverzüglich werdet ihr

die=

2. III.

Der Tod des Armen.

dieses Leben verlassen, in welchem euch nur Drangsal zu Theil wurde." .... Was für Drangsale? erwiederte der Greis mit erstickter Stimme; Ihr irrt euch, ich habe stets zufrieden gelebt, und mich nie über mein Schicksal beklagt. Weder Haß noch Neid habe ich gekannt; sanft war mein Schlaf; am Tage wurde ich von der Arbeit müde, aber Nachts ruhete ich aus. Jene Werkzeuge, die ihr dort sehet, verschafften mir Brod, welches mir dann köstlich schmeckte, und nie habe ich mich nach reich besetzten Tafeln gesehnt. Ich sah, daß der Reiche, mehr als irgend Jemand, Krankheiten unterworfen sey; ich war arm, habe mich aber zeither stets wohlbefunden. Wenn ich wieder gesund werden sollte, was ich aber nicht hoffen kann, so will ich fortfahren, die Vorsehung zu preisen, die mich bis dahin sorgfältig beschützt hat. Erstaunt über diese Aeußerungen, wußte der Beichtvater gar nicht, wie er sich gegen den seltsamen Kranken benehmen sollte! Er konnte das Lager desselben nicht mit seiner Art zu sprechen zusammenreimen; dennoch faßte er sich, und sagte zu ihm: Mein Sohn! ist euch gleich euer Le-

ben nicht lästig gewesen, so müßt ihr es demohngeachtet jetzt verlassen; denn ihr müßt euch dem Rathschluß Gottes unterwerfen.... „Ja wahrhaftig! rief der Greis mit fester Stimme und unverändertem Blicke: Jeden Menschen erreicht seine letzte Stunde; ich habe zu leben gewußt, ich werde auch zu sterben wissen. Ich danke Gott, daß er mir das Leben geschenkt hat, und mich jetzt durch den Tod zu ihm übergehen läßt. Schon nahet der Augenblick heran.... er ist da.... lebt wohl, ehrwürdiger Vater!" Sehet hier den wahren Weisen! — und bey seinen Lebzeiten ward er vielleicht von manchem Reichen verachtet, der sein Leben nicht zu gebrauchen gelernt hat, und sich mit trostloser Feigheit zum Sterben anschickt.

(Gemälde von Paris.)

IV.

Von der Liebe gegen Gott.

Weidemann war ein guter, frommer Hirte, der Gott mit einem dankbaren Herzen über Alles liebte, und also fleißig an ihn dachte. Deswegen nahm er gewöhnlich seine Bibel, oder andere gute Bücher mit sich, wenn er seine Heerde weidete. Einst, an einem heitern, angenehmen Morgen las er in der freien, schönen Natur den vortrefflichen 104. Psalm. Seine ganze Seele wurde durch das Nachdenken über diesen Psalm innigst gerührt, und mit frohen, dankbaren Empfindungen erfüllt, so daß er es tief fühlte, wie freundlich, wie gütig der Herr der Natur sey. Wann er las: **Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich** (wie ein Zelt), so hob er seine Augen gen Himmel, und fühlte dann die ganze Stärke dieser Worte. So verglich er alles,

was er hier las, mit dem, was er sehen konnte, oder dachte doch, wenn er manches, wovon im Psalm die Rede ist, nicht sah, darüber nach. Ach, wie weise, wie mächtig und gütig bist du, o Gott! sprach er dann oft zu sich selbst: Wer sollte dich nicht lieben, da du über Alles liebenswürdig bist? Herr! wie sind deine Werke so groß und mannichfaltig, du hast sie alle weislich geordnet; diese Erde, zu deren Bewohner du auch mich gemacht hast, ist voll von deinen Gütern. Welche gute Weide die Heerde hier findet! Wie sie dort aus der frischen Quelle ihren Durst löschen kann! Alles wartet auf dich, o Gott! daß du Nahrung gebest, und du giebst reichlich, und giebst gerne. Auch ich finde täglich meine Nahrung, sammt allen übrigen Menschen und Geschöpfen. Ich bin gesund, kann der Heerde warten, ich kann lesen, mein Herz durch gute Beyspiele und Lehren bilden und erfreuen; Gottes Werke betrachten, mich ruhig zu Bette legen, und, durch den Schlaf gestärkt, wieder an mein Geschäfte gehen. Ach Gott! wie gütig bist du! Wie freuet sich deiner meine Seele! O daß das Laster aus deiner schönen Welt ver-

schwin-

schwinde! daß ich selbst immer ordentlich und tugendhaft leben möge!

Lieben Kinder! Zufrieden mit seinem Stande erfüllte er mit treuer Sorgfalt die Pflichten desselben, nahm den Leuten ihr Vieh wohl in Acht, und dienete andern gern, wenn er konnte. So machte er sich zum Beyspiel ein Vergnügen daraus, heilsame Kräuter für die Kranken im Dorfe zu suchen, welche ihnen der Arzt angerathen hatte. Für solche Dinge verlangte er keine Belohnung. Die Bauern im Dorfe waren ihm, wie er es verdiente, herzlich gut, und da er alt und schwach wurde, so sorgten sie für ihn.

Gott! deine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine größte Pflicht!
Du Herr! hast meiner nie vergessen,
Mein Herz vergesse deiner nicht.

(Exempelbuch für Kinder.)

V.

Christians Stammbuch.

Gestern begrub man den zwölf Jahre alten Sohn meines Freundes, des Herrn Wehfeld. Er war die Hoffnung seiner Eltern und die Freude aller derer gewesen, die ihn kannten. Ich liebte ihn, weil ich in ihm einen wackern Bürger des Staats aufwachsen sah, und mit schwerem Herzen folgte ich der Leiche. Als man ihn ins Grab legte, und die erste Schaufel voll Erde auf den Sarg fiel, daß es wiederhallte, da war kein Auge ohne Thränen. Ach! er war der beste, der gehorsamste Sohn, seufzten seine Eltern; der fleißigste, gesittetste Schüler, sagten seine Lehrer, und seine Kammeraden schluchzten laut: Ohne Christian sind alle Freuden für uns verlohren! Ach, wäre ich mit ihm gestorben, sagte ein gutgekleideter Bauerknabe, und weinte so heftig, daß er mei-

meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Du warst wohl Christians Freund? fragte ich den Kleinen, als ich ihn noch am nämlichen Abend auf einem Spaziergange nahe am Gottesacker antraf. Ja, lieber Herr! das war ich, sagte er, und seine Augen waren roth und aufgeschwollen vom Weinen! Ach, ein Knabe wie Christian, lebt nicht mehr auf Erden. Sehen Sie, guter Herr, ich war ein unartiger Junge, hatte keine Freude am Lernen, war unverträglich, und niemands Freund. Da lernte ich den guten Christian kennen, und sah, wie er so ganz anders war als ich, und wie jedermann ihn liebte. Ich dachte: wäre es nicht besser, wenn du fleißig lerntest, wie Christian, mit Jedermann dich vertrügest, reinlich, ordentlich und gesittet würdest, wie er? Der Gedanke gefiel mir, ich suchte nach und nach meine Fehler abzulegen, fragte den guten Christian bey Allem um Rath, was ich thun wollte, und merkte, daß ich tausend Verdrüßlichkeiten auswich, wenn ich ihm folgte! Das machte mir Muth, und endlich gelang es mir, freylich mit vieler Mühe, täglich besser, fleißiger und gesitteter zu werden. Deswe-

gen liebte mich auch Christian täglich mehr, und wir wurden endlich ein Herz und eine Seele. Ach! Sie hätten sehen sollen, wie er auf dem Todtbette die Hand mir drückte, wie er mich bat, ihn nicht zu vergessen und brav und gut zu werden! Guter Christian, sagte ich ihm, das will ich auch, will nicht vergessen, daß ich dir alles zu danken habe, was ich bin und seyn werde! Da weinten wir zusammen und küßten uns," und Christian gab mir zum Andenken sein Stammbuch....

Könnte ich dieses nicht auch sehen, Kleiner? fragte ich. O ja, gab er mir zur Antwort, ich trage es immer bei mir.... Und so bot er mir das Vermächtniß seines Freundes hin! Ich las, und fand die trefflichsten Lebensregeln, die geistvollsten Denksprüche darinnen, von der Hand der Eltern, Lehrer und Verwandten Christians eingeschrieben. Folgende Stellen schienen mir besonders merkwürdig, weil sie weniger bekannt sind:

„Arbeite so mäßig, daß du dich vergnügen „kannst, und vergnüge dich so mäßig, daß „du wieder mit Lust arbeiten kannst."

„Ehre

3. V.

Christians Stam̄buch.

„Ehre Vater und Mutter mit der That, mit „Worten und mit Geduld, auf daß ihr Se„gen über dich komme.“

Noch eine Menge vortrefflicher Stellen dieser Art fand ich in Christians Stammbuch. Der gute Knabe hatte viele derselben mit Rothstift unterstrichen, und überhaupt sah man es dem Buche an, daß der Besitzer es fleißig durchgelesen hatte. „Ach! was haben wir verlohren,“ sagte ich zu dem kleinen Freunde Christians, als ich ihm sein Vermächtniß wieder zurück gab!

Weinend sah der Knabe auf das Buch; und ich? ich blickte gen Himmel und seufzte: Ewiger! laß meine Kinder gut werden, wie diese!

(A...r. Lehr- u. Lesebuch.)

VI.

Ehrlich währt am längsten.

Leonhard war zwölf Jahre alt, als er das Unglück hatte, daß ihm sein Vater starb. Nun

hatte er keinen Versorger mehr, denn seine Mutter war so kränklich, daß sie ihn unmöglich mit ihrer Hände Arbeit ernähren konnte. Leonhard faßte daher den Entschluß, selbst sein Unterkommen zu suchen, um seiner Mutter nicht zur Last zu fallen. Kann ich doch fertig lesen, schreiben und rechnen, dachte er bey sich selbst; wie sollte ich nicht durch die Welt kommen, wenn ich fleißig und ehrlich bin. Er nahm von seiner Mutter Abschied, und wanderte nach einer nahe gelegenen Stadt, wo ein Freund seines Vaters wohnte, der ein wohlhabender Kaufmann war. Bey diesem meldete sich Leonhard, erzählte ihm sein trauriges Schicksal, und bat ihn um Unterstützung. Gern will ich vom Morgen bis Abend arbeiten, sagte er, wenn Sie sich nur meiner annehmen wollen. Herr Schulz (so hieß der Kaufmann,) war bereit, den vaterlosen Knaben in sein Haus und in seine Dienste zu nehmen, wenn er verspräche, ihm treu und ehrlich zu dienen. Das versprach Leonhard mit so vieler Treuherzigkeit, daß Herr Schulz Zutrauen zu ihm faßte. Er übertrug ihm allerley kleine Geschäfte, wobey er Gelegenheit hatte, seine Geduld und

Sorg=

Sorgfalt kennen zu lernen, und fand Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn. Besonders gefiel ihm die Aufrichtigkeit, mit welcher Leonhard sich selbst anklagte, wenn er etwas nicht recht gemacht oder vergessen hatte, und die Lernbegierde, welche er bey jeder Gelegenheit zeigte. Bald hatte der gute Knabe so sehr das Zutrauen seines Wohlthäters gewonnen, daß dieser ihm sogar die Schlüssel zu seiner Stube anvertraute, wenn er des Abends ausgieng, und es hätte seinem Glücke nichts gefehlt, wenn nicht die alte bösartige Haushälterin des Herrn Schulz seine Feindin geworden wäre; denn diese gab sich alle ersinnliche Mühe, ihn anzuschwärzen und aus dem Hause zu bringen, weil sie an ihm einen lästigen Aufseher hatte, und nun nicht mehr, wie zuvor, auf Unkosten ihres Herrn, ihre Klatsch-Schwestern traktiren konnte. Glücklicher Weise gehörte Herr Schulz nicht zu den argwöhnischen Menschen, und war also sehr geneigt, den Leonhard so lange für einen guten Knaben zu halten, bis er Gründe hätte, das Gegentheil zu glauben. (Welches ist das Gegentheil?). Er hielt die Beschuldigungen der alten Haushälterin daher für falsch, be-

obachtete aber aus Vorsicht Leonharden desto sorgfältiger, und setzte seine Ehrlichkeit zuweilen auf eine schwere Probe. Da er ihn aber nie auf einer Lüge betraf, so traute er ihm auch keine Betrügerey zu. Oft schickte er ihn aus, um etwas einzukaufen, und gab ihm dann mehr Geld mit, als er brauchte, aber immer brachte Leonhard das übrige treulich wieder, und nicht selten hatte er wohlfeiler eingekauft, als Herr Schulz gedacht hatte. Einst ließ dieser mit Vorsatz ein Goldstück in einer leeren Geldtute, um zu sehen, ob Leonhard wohl ehrlich genug seyn würde, es nicht zu behalten. Leonhard fand das Goldstück, als gerade ein Diener des Herrn Schulz gegenwärtig war. Das ist ein guter Fund, rief dieser freudig aus, dafür wollen wir uns einen guten Tag machen, lieber Leonhard, denn so einfältig wirst du doch wohl nicht seyn, das Goldstück dem Herrn wieder zu geben? Allerdings werde ich es unserm Herrn wieder bringen, antwortete Leonhard, denn ihm gehört es, und nicht uns. Mit gutem Gewissen können wir es nicht behalten, und ich mag mein gutes Gewissen nicht verlieren. Er lieferte es

auf

auf der Stelle seinem Herrn ab, und dieser war darüber so erfreut, daß er es ihm zum Geschenk machte. Seit dieser Zeit verlohr er niemals das Zutrauen seines Wohlthäters, und da dieser keine Kinder hatte, so setzte er den ehrlichen und treuen Leonhard zum Erben seines ganzen Vermögens ein.

(Wilmsen Kinderfreund.)

VII.

Nichols, oder der kleine Wollhändler, gebohren zu Fermeri, im Kanton Kork, in Irland.

Gaudeant bene nati! Glücklich diejenigen, die die Natur begünstiget hat! sagt das lateinische Sprichwort.

Zu Fermeri in Irland lebte einst ein edler Pachter, der eine sehr zahlreiche Familie hatte. Der jüngste von dieser hieß Nichols. Er war

sehr klein, sprach nicht viel, hatte eine tiefe Einsicht, eine gute Beurtheilungskraft und einen seltenen Fleiß. Er faßte also den Vorsatz, sich selbst ein festes Gewerb zu gründen. Folgendes war die Gelegenheit dazu.

Als sich eines Tages in seiner Gegenwart Kaufleute von der schönen Wolle von Connacie, eines großen Landstriches in Irland, unterhielten, hatte der kleine Nichols auf ihre Unterhaltung ein aufmerksames Ohr. Weil sie den Gewinn außerordentlich priesen, der sich mit dieser Art von Handel machen ließe, so fühlte er plötzlich in sich die Neigung zum Handel erwachen. Kaum eilf Jahr alt, bedeckt mit bäurischer Kleidung, mit einem Paar großer Holzschuhe an den Füßen, bewaffnet mit einem Stock mit Eisen beschlagen, um sich gegen die Wölfe zu vertheidigen, weder mit Geld noch Waare versehen, gieng dieses Kind eines Tages im Monat Mai aus dem väterlichen Hause. Aus Furcht, daß ihm sein Plan vereitelt werden möchte, theilte er ihn Niemanden mit, wer er auch seyn mochte. Den Abend aber vorher umarmte er seinen Vater, seine Mutter, seine Schwestern und Brüder,

der, und erzeigte ihnen weit zärtlichere Liebkosungen als gewöhnlich.

So ausgestattet und statt aller Nahrungsmittel nur mit Brod und Käse versehen, richtete Nichols seinen Weg gerade nach der Grafschaft Gallowai. Als er in der Hauptstadt gleiches Namens angekommen war, hörte er, daß es einen gewissen Großen von Momonie gebe, der von dem ganzen Kanton eben so geliebt als geachtet war. Dieses war der Baron von Baltimore, der sich nicht weniger durch seine kaufmännische Kenntnisse, als durch seinen Edelmuth und seine Wohlthätigkeit auszeichnete. Muthig gemacht durch alles das Gute, das man von diesem Herrn erzählte, faßt der kleine gute Mensch den Entschluß, sich ihm sogleich selbst als einen armen Mennoniten vorzustellen, welcher ein wenig Wolle kaufen wolle, und nicht einen Sous habe, um das in diesem Lande gewöhnliche Handelsgeschäft zu betreiben. Der Ausdruck von Geist und der freymüthige Ton dieses jungen Landmanns gefiel dem Baron außerordentlich, und er war überdieß sehr erstaunt, ein Kind zu sehen, welches sich als einen Kaufmann an-

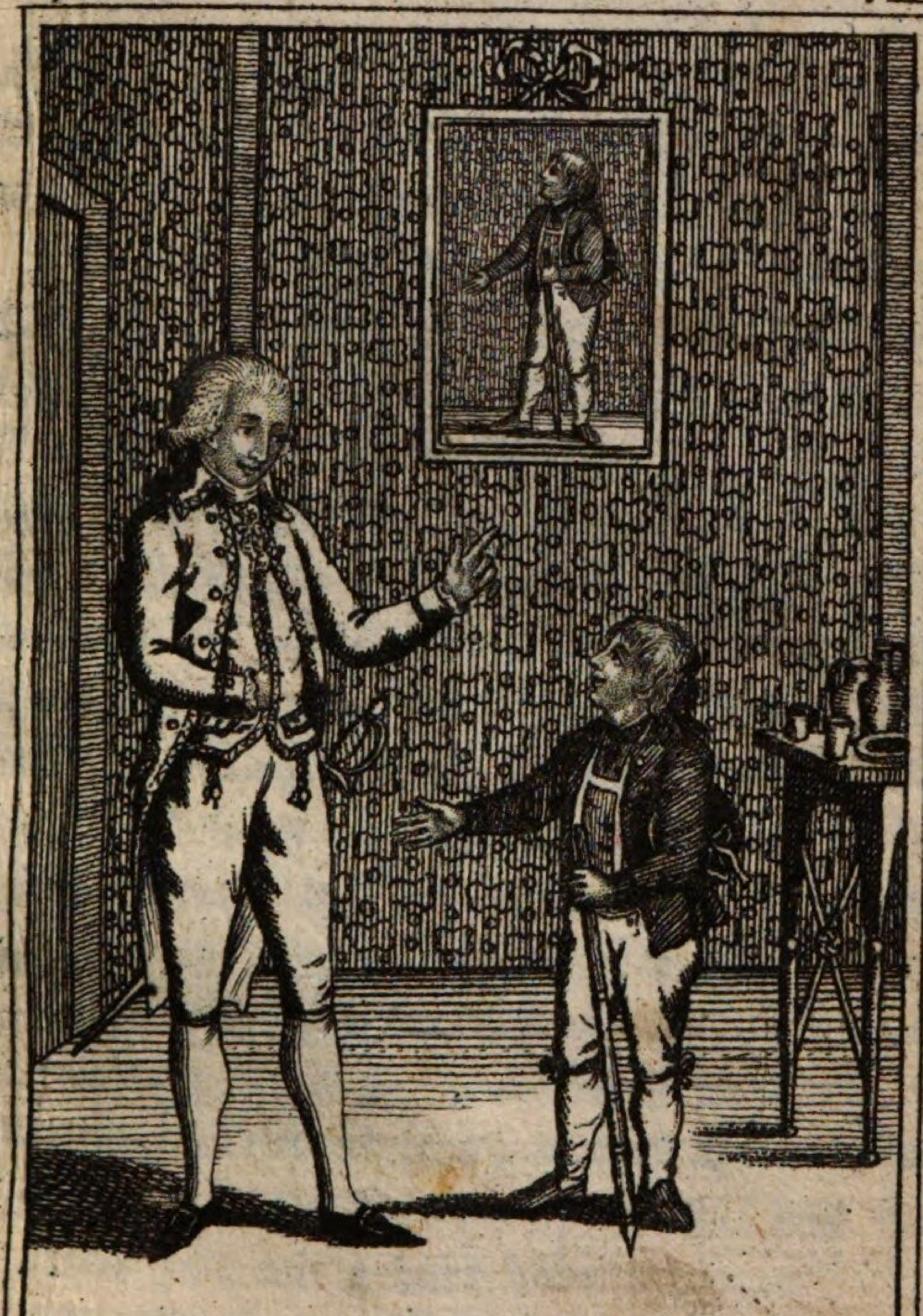
kün-

kündigte, und schon so gut sprach, als ob es viel Erfahrung hätte.

Weil nun der Herr von Baltimore viel Vergnügen daran fand, sich mit dem kleinen Knaben zu unterhalten, und weil er viel Einsicht, Verstand und Entschlossenheit zeigte, liebte er ihn von nun an als seinen Freund, und entschloß sich, dem jungen Menschen eine gewisse Summe Geldes zu leihen. „Es ist ein bloßes Geschenk," sagte der Baron zu denen, die ihn auf die außerordentliche Jugend des Schuldners und auf das Gewagte in seinem Geschäfte aufmerksam machten, „und ich habe die Freude, sein Lehrgeld bezahlt zu haben."

Besitzer von hundert und dreißig Thalern, einer weit beträchtlichern Summe, als man erwartet hatte, überhäufte der fröhliche Nichols seinen Wohlthäter mit Danksagungen, und eilte, seinen ersten Einkauf zu versuchen. Er benahm sich hierbei mit einer in seinem Alter seltenen Klugheit und Ueberlegung, und sein erster Versuch war ein Meisterstreich. Nachdem er seinen Einkauf gemacht hatte, begab er sich mit seinem Paket in diejenigen Gegenden, wo die Schaafe seltener waren, wo aber der

Han=



Der kleine Nichols.

Handel im Flor war, wie zu Kildare und Balaclai, und sezte seine Wolle mit einem Gewinn von siebzig Procent ab.

Der glückliche Anfang des jungen Nichols flößte ihm einen neuen Eifer und mehr Vertrauen auf seine Kräfte ein. Er war noch zu Balaclai, und erfuhr, daß der Herr von Baltimore auch seit einigen Tagen hingekommen sey. Brennend vor Begierde, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen, und voll Eigenliebe, ihm die Ordnung und Einrichtung in seinen Geschäften sehen zu lassen, begab er sich zum Baron, und sagte zu ihm: „Das, was Sie so gütig waren, mir zu leihen, hat Zinsen getragen; ich bitte, nehmen Sie das Kapital wieder, und empfangen Sie zugleich meinen aufrichtigsten Dank. Von nun an wird der Gewinn hinreichend seyn, meinen Handel fortzusetzen. Segne Sie der Himmel, daß Sie Mitleid mit mir gehabt haben.

Der Baron von Baltimore freute sich ganz außerordentlich, das Glück seines jungen Schutzbefohlnen zu vernehmen, und er bewunderte nicht weniger seine pünktliche Rechtschaffenheit, als seinen Verstand und seine Geschick-

schicklichkeit; ja er wollte ihm selbst diesen ersten Vorschuß als ein bloßes Geschenk überlassen, und bat ihn deshalb dringend, es anzunehmen. „Nein, nein, lieber Herr!“ versetzte Nichols, „ich würde einen Schritt vor mich gethan haben, und ich würde, wenn ich Ihr Geld behielt, ihn wieder zurück thun.“ Noch mehr als vorher von der Denkungsart des jungen Kaufmanns bezaubert, machte ihm der Baron neue Anerbietungen. „Fahre fort, mein Kind,“ sagte er zu ihm, „fahre fort so zu denken und dich so zu betragen, als du bisher gethan hast. Ich verspreche dir, mich immer deiner anzunehmen, und mein Beutel soll dir, nach Gefallen, zu Diensten seyn.“

Der kleine Nichols ergriff sogleich die Hände seines edelmüthigen Wohlthäters, drückte sie mit Hochachtung an seine Lippen, und dankte ihm von ganzem Herzen; er nahm den zärtlichsten Abschied von ihm, und vergoß Freudenthränen, als er von ihm gieng. Stets in hölzernen Schuhen, mit den nämlichen Kleidern, in denen er sein Vaterland verlassen hatte, eilte er nach Lonnacie, um einen neuen Einkauf zu besorgen. Seine schnelle Rückkehr vermehrte

te seinen Credit, und reiche Pächter standen nicht im geringsten an, ihm so viel Waaren anzuvertrauen, welche seine kleine Kasse weit überstiegen, und das auf das bloße Versprechen, sie pünktlich zu bezahlen. Sein Ruf fieng an sich weiter auszubreiten, und Jedermann bestrebte sich, ohne daß er es verlangte, ihm Sachen anzubieten, die sich auf seinen Handel bezogen.

Indessen wurde der arme kleine Landmann von Fermeri ein Handelsmann von Wichtigkeit. Er war in kurzem genöthiget, einige Pferde zu kaufen, und er ließ sich nun einen festen und wohlgebauten Wagen, zur Fortschaffung seiner Ballen, bauen. Als er seine Waare aufgeladen hatte, nahm er seinen Weg auf Momonie. Es ist hier der Ort, zu bemerken, daß dieses Kind damals nicht älter war, als 15 Jahre, und doch fast hatte er sich ein so großes Vermögen erworben, als sein Vater, ein großer und wohlhabender Pachter, besaß. Er eilte Tag und Nacht, um zur Messe nach Waterford zu kommen, und in 24 Stunden war sein ganzes Waarenlager verkauft.

Der kleine Nichols bereicherte sich nun zusehends; allein sein schnelles Glück verblendete ihn deswegen nicht, er fühlte sehr wohl, daß ihm noch andere Reichthümer mangelten. Reichthümer, die um so kostbarer sind, weil sie die Quelle und die Grundlage aller andern, und der Glückseligkeit selbst sind. Er verlängerte deshalb seinen Aufenthalt so lange als möglich, nahm des Tags fast drey Lehrer an, vervollkommnete sich durch Lesen guter Bücher, besonders kaufte er sich mehrere über die Rechenkunst, die Handlung, Erdbeschreibung 2c. und gieng nun zu andern Reisen fort.

Als er eben im Begriffe war, zurück zu kehren, vernahm er, daß sein Beschützer so eben in der Hauptstadt von Momonie angekommen sey. Er lief unverzüglich zu ihm, und sagte: „Tausend Dank, theurester Herr! ich befinde mich wohl, ich habe Geld und Kredit. Ich werde es gewiß nie vergessen, daß ich dieß Ihrer Güte gegen mich zu verdanken habe.“

„Mein Kind,“ rieth ihm der Herr von Baltimore mit einer freundlichen und gütigen Miene, „suche immer deinen Kredit durch baares Geld zu erhalten. Ohne Geld giebts keinen

gen Kredit!“ — „Ich werde es gewiß thun,“ sagte der dankbare Schutzbefohlne, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“ Nach dieser beruhigenden Unterhaltung richtete der wachsame Nichols gleich den andern Tag seinen Weg nach der Grafschaft Gallowai. Treu der Lehre, welche ihm war empfohlen worden, und welche nun sein bleibender Grundsatz wurde, bezahlte er alles Eingekaufte mit baarem Gelde, ohne etwas zu borgen. Dadurch erhielt er eine kleine Verminderung des Preises, welches ihm bey der Menge von Sachen einen neuen Gewinn verschaffte.

Von hier gieng er durch die benachbarten Gegenden des Kantons, und kaufte die beste Wolle ein. Er richtete nun seinen Weg nach Ultonien und Bedfast, wo er sich seines ganzen Vorraths in wenig Tagen entledigte. In dieser kleinen Stadt fand der kleine Wollhändler den Baron wieder. Weil er beständig seine bäurische Kleidung und die großen Holzschuhe beibehielt, so sagten die Bedienten lachend, als er hereintrat: „Armer Nichols! du machst wohl kein großes Glück!“ — „Ich bin zufrieden,“ versetzte er, „ich bin zufrieden!“

Als er ins Gemach seines Beschützers trat, machte dieser dieselbe Bemerkung, wie seine Leute, und sagte: „Aber mein Freund, warum kleidest du dich nicht besser?“ — „Sehen Sie, antwortete der junge Mensch mit vielem Verstande, ich bin bedeckt, und das ist die Hauptsache. Wollen Sie, daß ich durch schöne Kleider die Diebe reizen soll, von welchen die Wälder und Landstraßen wimmeln? Wäre ich sehr gut gekleidet, so würden die Wirthe mir recht hoch anschreiben, denn ein gut angezogener Reisender muß auch dem angemessen trinken, essen und schlafen, und dann gute Nacht Kaufmannsgewinn! In meinem schlechten Oberrocke bin ich mit einem Stück Speck, einer Maaß Bier, und Brod zufrieden; ich schlafe im Stalle, an der Seite meiner Arbeitsthiere, und sorge zugleich selbst für das, was ihnen die Nacht über fehlen könnte.“ „Recht schön, lieber Nichols, antwortete der Baron, du hast wahrhaftig mehr Verstand, als die, welche sich über dich aufhalten.“

Unterdessen wurde der kleine Kaufmann ein Handelsmann vom ersten Range. Man sprach in ganz Irland ganz allein von dem kleinen

Wollhändler. — Schon seit langer Zeit wünschte der junge Mensch recht sehnlich, seinen Vater und Mutter wieder zu sehen.

Welche Freude für ein gutgeartetes Kind, nach einer langen Abwesenheit zu den Seinigen zurück zu kehren! Welcher Triumph, wenn er ihnen Beweise eines guten Betragens geben, und ihnen die Huldigung seines Gefühls und die Früchte seiner Arbeiten zu Füßen legen kann! Der fleißige und edle Nichols genoß diese Beruhigung vollkommen. Er ließ seine Pferde, seinen Wagen und einen Bedienten, den er seit einiger Zeit angenommen hatte, in dem Wirthshause, und trat eines Abends während des Essens allein herein. Weil er seine Tracht noch hatte, so erkannte ihn einer seiner Brüder sogleich, als er die Thüre des untern Hofes öffnete. „Ach! das ist mein Bruder! das ist mein Bruder!“ rief er immer, indem er sich an seinen Hals warf. „Ach! es ist Nichols!“ Bey diesem Ausruf eilten die Mutter und Schwestern geschwind vom Tische, und liefen um die Wette, ihn zu sehen. Die Mutter fühlte in der lebhaftesten Rührung, daß die Füße unter ihr wankten, und rief mit

erstickter Stimme: „Ach! es ist mein armes Kind, er ist's selbst.“ Als sich die gute Pächterin ein wenig erholt hatte, brachte sie ihren Sohn an der Hand zu ihrem Manne, und sagte zu ihm: „Ach Lieber! wir haben ihn zu lange nicht gesehen, um böse auf ihn zu seyn, und mit Ueberlegung fügte sie noch in einem rührenden Tone hinzu: „Das arme Kind! Es hat noch die nämliche Weste!“

„Bist du's? ein gutes Früchtchen!“ sagte in einem strengen Tone der Pachter.“ Als wenn er's nun wäre! — „Lieber Vater!“ versezte der Sohn mit Achtung, hören Sie mich nur an, ich bitte Sie doch vorher, erlauben Sie mir, daß ich meinen Schwestern und Brüdern einige Geschenke mache.“

Bey dem bloßen Namen eines Geschenks wurde der Vater bald blaß, bald roth; allein er erstaunte noch mehr, als er sahe, daß ihm sein Sohn einen großen Beutel mit hundert Oribans, und einen mit funfzig seiner Mutter, so wie jedem seiner Brüder und Schwestern einen mit fünf und zwanzig anbot.

Ganz erstaunt und wie versteinert beym Anblick einer so beträchtlichen Summe bildete er

sich wirklich ein, daß dieselbe aus einer unreinen Quelle herkäme, aber Nichols versetzte mit Achtung: „Fern sey von Ihnen ein so fürchterlicher Gedanke, der meiner Denkungsart so sehr entgegen ist. — Hören Sie meine Geschichte, und dann urtheilen Sie, ob Sie, ob meine Mutter und meine Geschwister nöthig haben, über mein Betragen zu erröthen."

Als er sich hierauf zwischen seine Mutter und seine Schwestern zu Tische gesetzt hatte, erzählte ihnen der kleine Kaufmann, wie er nach Gallowai gegangen sey, wie er den Baron von Baltimore gefunden, und wie dieser Herr Neigung zu ihm gefaßt, ihm eine Summe Geldes zum Anfang seines Wollhandels geliehen habe, und wie er endlich, mit Hülfe einer großen Thätigkeit und einer stets gleichen Weisheit in glückliche Umstände gekommen sey.

„Was?" unterbrach ihn sein Vater, der alte Nichols, der bis zu Thränen gerührt war, „was? du wärest der kleine Wollhändler, von dem wir so oft haben sprechen gehört?" „Ja, mein Vater," antwortete der Sohn, indem er ihn umarmte, ich will Ihnen zum Beweise mein Kaufmanns-Gepäcke und meinen Brief-

wechsel mit den reichsten Privatleuten der Kantone, die ich durchreißt habe, zeigen.“

Die gute Familie war ganz Bewunderung; was sie hörte, schien ihr ein Traum, und sie hatte Mühe, so viel Glück für wahr zu halten. Endlich gieng man ins Wirthshaus, um alles das zu holen, was der kleine Nichols genannt hatte. Es war ein allgemeines Freudengeschrey, als man seinen Bedienten, seinen Wagen und seine Waaren ankommen sah. Mehrere Tage gab es nichts als Feste und Ergötzungen, allein nach vierzehn Tagen, einem, ohne Zweifel, für ein so süßes Wiedererkennen nur zu kurzen Zeitraume, entriß sich der gute Sohn den zärtlichen Umarmungen seiner glücklichen Familie.

Dem Plane dieses Werks gemäß dürfen wir nur allein von den ersten Jahren der Jugend dieses jungen Fremdlings sprechen. Wir wollen ihn auf seinen andern Reisen nicht folgen, wo er in allem, was den Handel betrifft, ein seltenes Genie zeigte; es sey uns genug, zu sagen, daß er nach wenig Jahren, nebst dem Rufe eines großen Handelsmannes und eines edlen Menschen, ein Vermögen von zwey und

zwan=

zwanzig tausend Oribans, das ist beynahe dreymal hunderttausend Gulden nach unserer Münze sich erwarb.

Als Besitzer eines hinreichenden Vermögens, um in einem ziemlichen Wohlstande leben zu können, setzte der kleine Wollhändler seiner Ehrsucht Gränzen. Obgleich noch sehr jung, entschloß er sich, in der Mitte der Seinigen die Früchte seiner Arbeiten in Ruhe zu genießen, und kaufte sich in dieser Absicht ein sehr schönes Landgut.

Es waren indessen zehn Jahre verflossen, daß Nichols nicht das Vergnügen gehabt hatte, seinen edelmüthigen Wohlthäter zu sehen; als er sich nun nach dem Aufenthaltsort des Barons erkundiget hatte, erfuhr er, daß er sich nach London zurückgezogen hatte. Er beschleunigte daher, so viel er konnte, diese Reise, welche für ihn die schmeichelhafteste und ehrenvollste seines Lebens war. Als er in dieser Handelsstadt angekommen war, zeigte er sich eines Morgens in dem Hause des guten Herrn von Baltimore, und zwar mit einem kleinen Kästchen unter dem Arme. „Mein theurer Herr, sagte Nichols, hier habe ich ein

Geschenk, das ich Ihnen anbiete.“ Er öffnete sogleich das Kästchen, und zog ein Gemählde auf Leinwand und einen Rahmen von wohlriechendem Holz, ohne alle Vergoldung, hervor. Als er sein Gemählde aufgestellt hatte, erblickte man den kleinen Nichols nach der Natur gemahlt, so wie er damals vor dem Baron erschienen war, als dieser ihm das erste Geld lieh. „O mein edelmüthiger Wohlthäter!“ sagte der kluge und bescheidene Kaufmann: „Sie sind es, dem ich alles schuldig bin, was ich besitze. — — — Wenn man bey Ihnen das Bild eines armen Landmanns sieht, wird man Sie sicher fragen, was dieses Gemählde bedeute. Sagen Sie dann, ich bitte Sie: Es ist Nichols, der von Ihnen sein erstes Geld geborgt erhielt, das er so angelegt, daß er nun in einer Kutsche fahren kann; denn die meinige steht jetzt in Ihrem Hofe. — Nichols verdankt sein Glück Ihren Wohlthaten.“ Der Baron, dessen Seele eben so gefühlvoll, als fein und groß war, fühlte sich durch diesen einfachen Beweiß der Ehrerbietung außerordentlich geschmeichelt; er hieng Nichols Portrait in seinem Kabinette auf, und sagte:

„Mein

„Mein Freund! es wird mir stets zur schönsten Zierde gereichen, und das köstlichste Erbtheil meiner Nachkommen seyn. O! möchten sie dir gleich kommen! Unter allen Tugenden, welche die Menschheit schmücken, behaupten unwidersprechlich die Bescheidenheit und Erkenntlichkeit einen der ersten Plätze."

Wer fühlt sich nicht von Bewunderung durchdrungen, wenn er die Geschichte dieses jungen Menschen liest? Welch ein unterrichtender Beweiß von Weisheit, von gutem Betragen und Tugend! getheilt zwischen der Wohlthätigkeit des Beschützers, und der aufrichtigen Dankbarkeit des Beschützten, verfolgt man Beyde mit der innigsten Zufriedenheit und größten Theilnahme. Welche Rührung fühlt man nicht auf der einen Seite bey den eifrig wiederholten Besuchen des Kindes, und auf der andern, bey der Herzlichkeit, der Gutmüthigkeit und den Wohlthaten des irländischen Großen! Vor allem, welch eine Scene, der gute Sohn zu seinem Vater zurück kehrend! Welch rührendes Gemählde, Nichols sein Portrait dem Baron anbietend! Welches kalte Herz würde nicht plötzlich durch so rührende

Züge mit dem lebhaftesten Gefühl durchdrungen werden?

(Freville.)

VIII.

Kindliche Liebe und Dankbarkeit.

Joseph war siebzehn Jahre alt, als er von seinem Vater weg nach Egypten kam, so lange hatte sein Vater ihn ernährt, und nun traf es sich gerade so, daß er seinen Vater wieder siebzehn Jahre versorgen konnte, denn so lange lebte Jakob noch. — Doch Joseph war ein reicher Mann, dem es ein leichtes war, seinen Vater zu ernähren; gute Kinder müssen aber auch für gute Eltern sorgen, wenn sie gleich selbst nicht reich sind, sie müssen gerne ihr Brod mit ihren Eltern theilen, wenn es ihnen auch gleich sauer zu verdienen wird.

Ein berühmter General war in seiner Jugend Page an dem Hofe eines Königes. — Pagen heißen die jungen Edelleute, die den König bedienen, und auch wohl des Nachts

bey

bey ihm wachen müssen. — Die Mutter dieses Pagen war eine Witwe, die sich kümmerlich erhalten mußte. Um diese arme Mutter zu unterstützen, wachte der gute Sohn oft für andere Pagen des Nachts, und schickte hernach seiner Mutter das Geld, das er dafür bekam. Einmal, da der König nicht schlafen konnte, und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klingelte er dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte verschiedenemal, aber dieser kam nicht. Endlich steht der König auf und geht ins Vorzimmer, um zu sehen, ob hier kein Page sey. Hier findet er denselben, aber schlafend am Tische sitzen, und einen Brief vor ihm liegen, über dem er eingeschlafen war. Der König nimmt den Brief, und liest den schönen Anfang:

Meine beste, geliebteste Mutter!

Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, daß ich für Geld die Wache habe. Beynahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie gesparet und verdienet habe; und diese schicke ich Ihnen hierbey.

Der König, gerührt über das gute Herz dieses edlen Jünglings, läßt ihn schlafen, legt seinen Brief wieder hin, geht in sein Zimmer, holt zwey Rollen mit Dukaten, steckt dem lieben Jüngling davon in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette. — Als der Page aufwacht, und das Geld in seinen schweren Taschen fand, wie erschrack er da, indem er nichts anders vermuthen konnte, als daß ihn der König schlafend gefunden, und das Geld in die Taschen gesteckt habe. Sobald er also den König des Morgens sah, bat er ihn demüthigst um Vergebung, daß er geschlafen habe, und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit. Er ernannte ihn gleich nachher zum Officier, und schenkte ihm noch eine Summe Geld, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte.

(Wagnitz, Beyspielsammlung.)

IX.

Der gute Sohn.

Der Herr von R... hatte sich, als preußischer Werbofficier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück nach seinem Regimente gehen.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bey ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten, wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Officier trat, an allen Gliedern.

Der Officier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge?

Daß Sie mich abweisen, war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Officier, Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen; wie können Sie so was besorgen?

 Weil

Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.

Wie viel verlangen Sie? fragte der Officier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Officier, sind freylich viel; aber Sie gefallen mir, ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie. Morgen reisen wir von dannen; und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus. Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Officier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach, in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles be=

Der gute Sohn.

bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugierde, ihm von ferne zu folgen. Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo er anpochte und hineingelassen wurde. Der Officier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thüre des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden. „Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bey Ihm nieder; und nun führe Er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreyen." Der Kerkermeister that, was er verlangte. Der Officier blieb noch etwas stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergiengen einige Minuten, ehe der Officier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt gieng dieser auf sie zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie sich; ich will

Sie eines so braven Sohnes nicht berauben; lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung; er ist frey, und es reuet mich die Summe nicht, wovon er so einen edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letztere weigerte sich anfangs, die ihm angebotene Freyheit anzunehmen. Er bat den Officier, ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Officier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beyde an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bey seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwey Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

(Campe.)

X.

Wie hoch gute Eltern zu schätzen sind.

Es war einmal Krieg, und der König brauchte viele Rekruten, um den Abgang der Soldaten

ten zu ersetzen, die er in verschiedenen Schlachten verlohren hatte. Da wurde unter andern auch der junge Grünberg, eines Bauern Sohn, mit zum Rekruten genommen; er wurde Soldat, und hielt sich so gut, daß alle seine Officiere mit ihm wohl zufrieden waren. Er war nur eine kleine Zeit Gemeiner, wurde bald Korporal, und stieg immer höher, bis er gegen das Ende des Krieges sogar Oberster wurde.

Da der Friede geschlossen war, und der Oberste Grünberg nun ruhig in seinem Hause wohnen konnte, dachte er zuerst darauf, seinen Vater zu versorgen, der nun wegen seines Alters und seiner Kraftlosigkeit wenig mehr arbeiten konnte.

Er nahm ihn also zu sich, ließ ihn reinlich kleiden, gab ihm ein bequemes Zimmer ein, ließ ihn, zu seinem Vergnügen, den Garten bearbeiten, ließ ihn mit an seiner Tafel speisen, auch alsdann, wenn er vornehme Gäste bey sich hatte.

Dieß nahmen ihm oft die Vornehmen übel. Einmal rümpfte auch ein junger Fähndrich die Nase darüber, daß er an einem Tische spielen sollte, an dem ein Bauer säße. Der Oberste

bemerkte es, und sagte: Mein Herr, wer über meinen Vater spottet, der spottet über mich. Dieser Mann ist es, der mich zum Obersten gemacht hat. Auf diesen Armen hat er mich getragen, mit diesen Händen hat er mich umher geführt, bis ich selbst gehen konnte; er ists, der mich sprechen lehrte, und mit diesen seinen dürren Armen mir viele Jahre lang Unterhalt verschafft hat. Wenn dieser Mann nicht mein erster Verpfleger und Versorger gewesen wäre, hätte ich nicht verderben müssen?

Nimmermehr hätte ich können Officier werden, wenn ich nicht lesen, schreiben und rechnen gelernt hätte. Und das alles hat er mich theils selbst gelehrt, theils hat er dafür gesorgt, daß es andere mich lehren mußten. Von ihm lernte ich Beschwerlichkeiten ertragen, gegen meine Vorgesetzte gehorsam, und gegen jedermann getreu zu seyn.

Hätte ich dieß nicht gelernt, so trüge ich vermuthlich die Muskete noch.

Die ganze Gesellschaft hörte mit großer Verwunderung dem Obersten zu, und bezeigte nicht nur einem so würdigen Vater ihre Hochachtung, sondern auch dem eben so würdigen

Sohne, der des Vaters Verdienste zu schätzen wußte, und gegen sie dankbar war.

(S.)

XI.

Heinrich von Nemours,

gebohren zu Leitour in Armagnac, im J. 1472.

Jakob von Armagnac, Connetable von Frankreich, hatte an der Verschwörung, welche der Herzog von Guyenne gegen Ludwig den XI. anspann, Theil genommen. Unterrichtet von dem Complotte, ehe es ausbrach, ließ Ludwig der XI. den Jakob von Armagnac, in einem Augenblicke, wo er sich's am wenigsten versah, gefangen nehmen und enthaupten.

Die Schnelligkeit der Hinrichtung war der Klugheit gemäß; allein Ludwig XI. überschritt aus einer ihm nur zu natürlichen Grausamkeit die Gränzen der Gerechtigkeit um vieles. Wer sollte es glauben? Er befahl, daß die beiden jungen Söhne des Herzogs in weiße lange Gewänder gekleidet und auf das Schaffot gestellt wer-

werden sollten, um von dem Blute des Schuldigen benetzt zu werden.

Unmittelbar nach der Hinrichtung ließ auch wirklich der blutdürstige Tyrann die beyden Söhne des Connetabels, Heinrichen von acht Jahren, und Franzen von beynahe sieben Jahren, in die Bastille (einem durch die Staatsumwälzung in Frankreich zerstöhrten Schlosse zu Paris, das zum Gefängnisse für Staatsverbrecher, oder auch nur für solche, die zwar unschuldig, aber den Königen und ihren Ministern verhaßt waren, gebraucht wurde,) bringen.

Die Kannibalen *) hatten sicher keine schrecklichere Grausamkeit ausgedacht, als an diesen unschuldigen Kindern ausgeübt wurde, und man würde sie kaum glauben, wenn nicht die Geschichte ihre Wahrheit bestättigte. Auf Ludwigs XI. Befehl verfertigten geschickte Künstler eiserne Käfige, welche oben breit waren, sich unten in einem Kegel endigten, und die Ge-

*) Wilde, welche auf den karaibischen Inseln in Westindien wohnen, und Menschenfleisch essen.

Gestalt eines Trichters hatten, so daß die Unglücklichen, die darinnen eingeschlossen waren, wegen der zunehmenden Verengung nach unten, weder stehen, noch sitzen und liegen konnten, und, sie mochten sich drehen und wenden wie sie wollten, immer in einer schmerzvollen, peinlichen Lage waren.

Die Rache des Königs war durch diese außerordentlichen Qualen noch nicht gesättigt; er befahl überdieß, daß einem jeden der beyden jungen Gefangenen alle zehn Tage ein Zahn sollte ausgerissen werden. Als man im Begriff war, diese neue Grausamkeit auszuüben, bat Heinrich, ohne für sich selbst etwas zu fürchten, auf das inständigste um Gnade für seinen Bruder, den er außerordentlich lieb hatte. „Die Mutter wird vor Kummer sterben, rief er, auf den Knieen bittend, aus, wenn sie erfährt, daß man meinem kleinen Bruder wehe thut!“ —

Der zu diesem fürchterlichen Auftrage auserlesene Mensch stellte Heinrichen vor, daß er, wenn er seinen Wünschen, die eines edlen Bruders so würdig wären, nachgeben wollte, selbst sein eigenes Leben in Gefahr brächte. Ueberdieß

dieß bemerkte er, muß ich nicht beyde Zähne den Gouverneur der Bastille zeigen? — „Gut, versetzte lebhaft der edelmüthige Heinrich, reiß mir alle beyde Zähne aus, und schone meinen Bruder. Er hat eine so schwache Gesundheit; ich aber befinde mich recht wohl.“ —

Innigst gerührt und von Bewunderung eines solchen Anerbietens durchdrungen, konnte der Wundarzt, welcher ein vortreffliches Herz besaß, seine Thränen nicht zurückhalten: der erste Gedanke, der ihm in den Sinn kam, war der, einem Auftrage zu entsagen, der seine gefühlvolle Seele empörte. Allein als er bedachte, daß ein anderer vielleicht den kleinen Franz, der so sehr schwach und krank war, nicht weniger schonen würde, als seinen ältern Bruder, welcher die langwierige Gefangenschaft schon viel besser ertrug, so ergab er sich in das Begehren des kleinen Heinrichs, und riß ihm wirklich die beyden Zähne aus.

Welcher Heldenmuth bey einem Kinde! Er stieß keinen Schrey aus, und schien sehr vergnügt, daß er für seinen Bruder leiden konnte. Franz von seiner Seite weinte und klagte darüber, daß sich Heinrich so für ihn aufopferte.

Heinrich von Nemours.

te. Die grausame Operation wurde in der That zu der bestimmten Zeit jedesmal wiederholt, und der junge Nemours litt eben so vielmal, bis auf den letzten Zahn, für sich und seinen kleinen Bruder.

Unterdessen konnte dieses gefühlvolle und muthige Kind den Leiden, die es drückten, nicht lange Widerstand leisten. Trotz einer starken und kraftvollen Gesundheit kam es doch durch den Mangel an Luft, Bewegung und der in dem ersten Alter des Lebens so nöthigen Wartung, durch die zerreißende Erinnerung an das traurige Ende seines Vaters, den Kummer, sich seiner zärtlichen Mutter entrissen zu sehen, von welcher es keine Nachricht erhielt, seine ohnaufhörliche Marter, durch dieses alles kam es dahin, daß es in eine tiefe Schwermuth verfiel. Ein langsames Fieber ergriff es und rieb es nach und nach auf, und das unschuldige Schlachtopfer des Elendes stieg, am Schlusse weniger Monathe, in sein Grab hinab, welches leider! seiner Wiege sehr nahe war.

Den Tag vor seinem Ende sagte Heinrich zu seinem Bruder: „Lieber Bruder! ich verlasse dich! Ach! wie traurig bin ich, daß ich

meine

meine Mutter vor meinem Tode nicht noch einmal sehen kann! ... Mein Herz sagt mir, du wirst sie in kurzem wieder sehen; versichre ihr, mein Lieber! daß ich sie in meinem Tode noch weit mehr liebe, als damals, da wir so glücklich waren, bey ihr zu seyn!" —

Bey diesen Worten fiengen die beyden Brüder an zu weinen. Einige Augenblicke nachher fühlte der ältere die Abnahme seiner Kräfte. Ich kann nicht mehr, fügte er mit schwacher und gebrochener Stimme hinzu, gieb mir deine Hand, und drücke die meinige... Höre, lieber Franz, nimm dich meines Mäuschens an. Dieses war nämlich so gewöhnt, daß es von dem Käfig seines Bruders zu dem seinigen hinlief, und so zahm geworden, daß es zu ihm kam, sobald er es rief. Dieß waren seine letzte Worte, und so starb dieses Muster guter Brüder, ohne einige andere Unterstützung, als die eines alten Priesters, welcher ihn gutmüthig zum Ertragen des Todes aufmunterte.

Die Ahndung des jungen Heinrichs gieng wirklich in Erfüllung. Obgleich leidend und verlassen, war der kleine Franz sich dennoch selbst genug. Er widerstand den Schrecknissen

seiner Lage. Als Ludwig XI., dieser Henker Frankreichs, einige Jahre nachher gestorben war, so wurde dieser letzte Zweig der Herzoge von Nemours unter Karl VIII., seinem Nachfolger, glücklicher Weise in Freyheit gesetzt; allein dieses unglückliche Kind blieb sein ganzes Leben durch hinkend und mißgestaltet, wegen der unerträglichen Stellung, der es so lange Zeit unterworfen gewesen war.

(Freville.)

Gute Kinder! weiht den Unglücklichen eine Mitleidsthräne, und dankt der Vorsehung, daß die Zeiten der unmenschlichen Rohheit und Grausamkeit vorüber sind!

XII.

Was Bruderliebe vermag.

Dem berühmten General Elliot machte im Jahre 1786 der Dey von Algier ein Geschenk mit 14 Engländern, die in dem vorgehenden Jahre auf einem portugiesischen Schiffe, an

 dessen

dessen Bord sie sich als Reisende befanden, von einem Korsaren genommen, nach Algier gebracht, und daselbst zu Sklaven erklärt worden waren. Unter diesen 14 Engländern war ein junger Mensch, John Williams. Dieser machte, als er in Freyheit gesetzt war, mit einigen seiner Kameraden verschiedene Spaziergänge außerhalb der Stadt Algier, und fand daselbst von ohngefähr seinen ältern Bruder, der schon seit zehn Jahren in der Sklaverey geschmachtet, und den er längst für todt gehalten hatte. Kurz, sie erkannten einander, und der hierauf erfolgende Auftritt war so rührend, wie er natürlicher Weise unter Brüdern, die sich zärtlich liebten, seyn mußte. Der jüngere Bruder konnte sich nicht entschließen, den ältern in einer so traurigen Lage zurückzulassen. „Deine Gesundheit, sagte er, ist durch die ausgestandene harte Arbeit sehr geschwächt. Da mir die Freyheit geschenkt ist, und ich die harte Arbeit besser verrichten kann, als du, so kehre du für mich nach England zurück; ich bleibe hier als Sklave. Giebt dir Gott Vermögen oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß du für meine Loskaufung sorgen wirst.“

wirst." — Der ältere Bruder staunte über das großmüthige Anerbieten, und nahm es es endlich, da er den Ernst des Bruders sah, unter Verheißungen aller möglichen Erkenntlichkeit an. Er gelangte mit den übrigen 13 glücklich in sein Vaterland, und wird, wenn er eines solchen Bruders würdig ist, gewiß nicht ermangeln, an Erfüllung seines gegebenen Versprechens aus allen Kräften zu arbeiten.

(Wagnitz Beyspielsammlung.)

XIII.

Menschlichkeit eines Wilden,

eine amerikanische Anekdote.

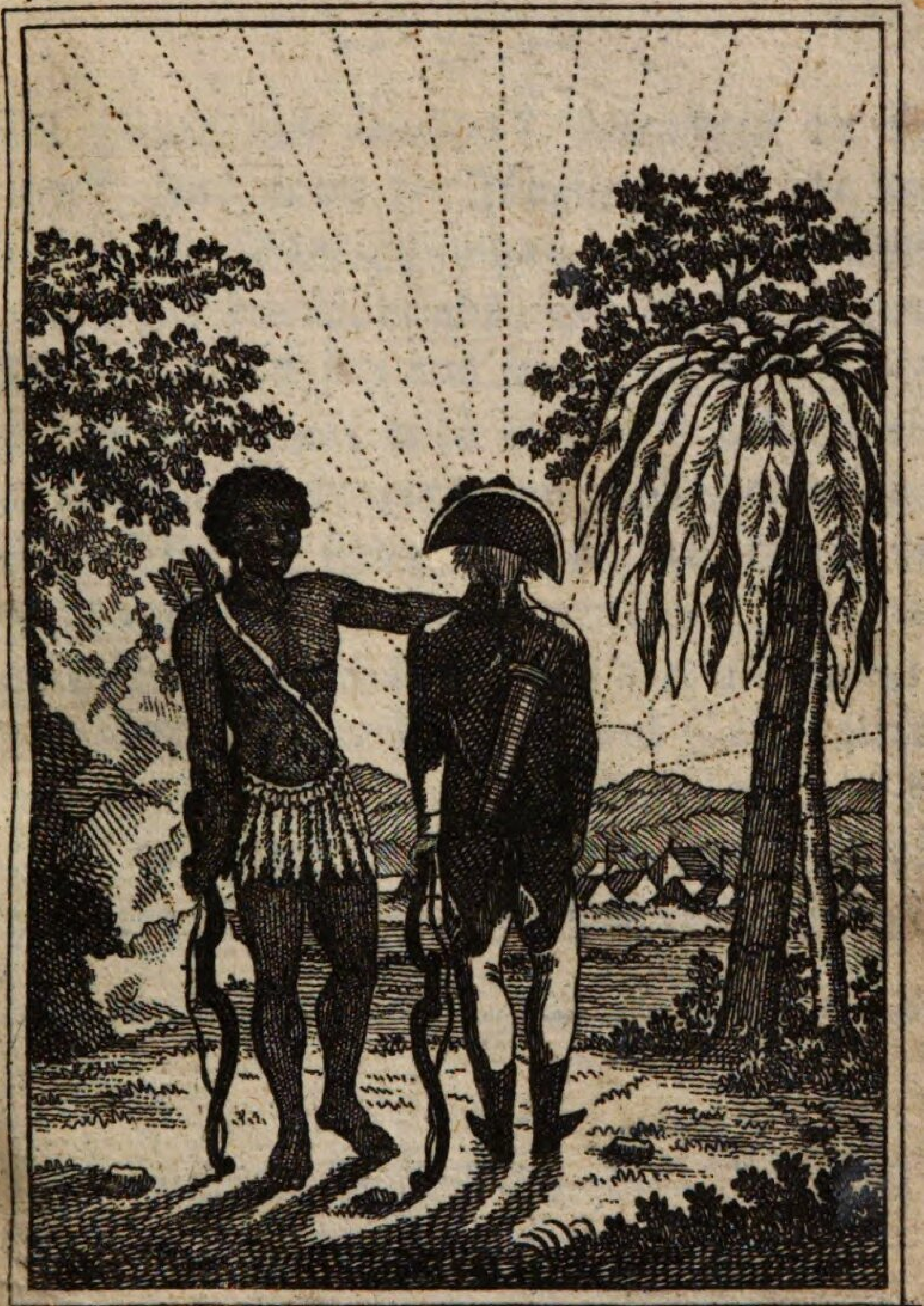
Während des letzten amerikanischen Krieges hob ein Haufe wilder Abenakis ein Corps Engländer auf; die Besiegten konnten ihren Feinden, die behender im Laufen waren, als sie, und sie mit Muth verfolgten, nicht entkommen; sie wurden mit einer Grausamkeit behandelt, die selbst in diesen Gegenden fast beyspiellos war. Ein junger englischer Officier

wurde unter andern von zwey Wilden mit aufgehobenen Aexten verfolgt, und ohne Hoffnung, sich vor dem Tode retten zu können, dachte er darauf, sein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. In diesem Augenblick naht sich ihm ein alter Wilder, und mit einem Bogen bewaffnet, schickt er sich eben an, den Pfeil gegen ihn abzudrücken, als er plötzlich den Bogen sinken läßt, und sich zwischen den jungen Officier und seine beyden Verfolger, die sich mit Ehrerbietung zurückzogen, hinstellt. Der Greis ergriff den Engländer bey der Hand, und nachdem er ihn durch Liebkosungen beruhigt, führte er ihn in seine Hütte, und behandelte ihn mit der größten Schonung und Sanftmüthigkeit, weniger als seinen Sklaven, denn als Gesellschafter, lehrte er ihn die Sprache der Abenakis und die groben Künste dieses Volks. So lebten beyde sehr zufrieden mit einander. Nur eins beunruhigte den jungen Engländer; zuweilen heftete nämlich der Greis sein Auge fest auf ihn, und nachdem er ihn angesehen hatte, vergoß er Thränen.

Unterdessen griffen die Wilden bey wiederkehrendem Frühling von neuem zu den Waffen, und zogen zu Felde. Der Greis, welcher für die Kriegsstrapazen sich noch stark genug fühlte, zog, von seinem Gefangenen begleitet, mit ihnen. Die Abenakis marschirten mehr als 200 Stunden Weges durch die Wälder hindurch. Endlich langten sie auf einer Ebene an, wo sie ein englisches Lager entdeckten. Der Alte wieß es dem jungen Menschen, um seine Standhaftigkeit zu prüfen. Siehe! sagte er zu ihm, da stehen deine Brüder und erwarten uns zum Kampfe. Hör' einmal an, ich habe dir das Leben gerettet, ich habe dich gelehrt, einen Kahn, Bogen und Pfeile zu machen, das Thier im Walde zu erlegen, die Axt zu führen und dem Feinde sein Hauptshaar zu rauben. Was warst du, als ich dich in meine Hütte brachte? Deine Hände waren so schwach, wie die eines Kindes; sie vermochten dich weder dich zu nähren, noch zu vertheidigen; Nacht umhüllte deine Seele, du verdankst mir alles. Könntest du wohl so undankbar seyn, dich mit deinen Brüdern zu vereinigen, und gegen mich die Waffen zu ergreifen?

Der Engländer betheuerte, er wolle lieber sterben, als das Blut eines Abenakis vergießen.

Da legte der Greis beyde Hände auf sein Angesicht, verneigte sich, und nachdem er eine Zeitlang in dieser Stellung gestanden hatte, betrachtete er den jungen Engländer, und sagte ihm in einem halb zärtlichen, halb wehmüthigen Tone: Hast du einen Vater? Ja! antwortete der junge Mann, als ich mein Vaterland verließ, lebte er noch. O! wie unglücklich ist er! rief der Wilde aus. Wisse, auch ich war Vater.... Ich bin es nicht mehr; ich sah meinen Sohn in der Schlacht fallen, als er neben mir focht; er starb als Mann, mit Wunden bedeckt starb mein Sohn! Aber ich habe seinen Tod gerochen, ich habe!... Die letzten Worte sprach er mit Nachdruck, sein ganzer Körper zitterte, fast erstickten ihn die Seufzer, die er unterdrücken wollte. Sein Auge weilte wild umher, ohne eine Thräne zu vergießen. Nach und nach wurde er ruhiger, er wandte sich nach Morgen hin, wo die Sonne eben aufgieng, und sagte zum jungen Engländer: Siehest du die schöne Sonne, wie sie so



Geh! eile in dein Vaterland.

hell glänzt und leuchtet? betrachtest du sie gern? Ja! sagte der Jüngling, ich sehe ihn gern, den schönen Himmel. Ich aber nicht mehr! rief der Wilde aus, und ein Strom von Thränen ergoß sich aus seinen Augen. Einen Augenblick darauf wieß er dem Engländer einen blühenden Mandelbaum, und fragte ihn: Siehest du den schönen Baum, und freuest du dich darüber? Ja! antwortete dieser, ich freue mich über seinen Anblick. Ich aber nicht mehr! erwiederte der Greis schnell, und fügte sogleich hinzu: Geh hin, eile in dein Vaterland zurück, damit dein Vater sich noch freuen könne der aufgehenden Sonne und der Blumen des Frühlings.

XIV.

Ein junges Mädchen, und William Kingston,

beyde ohne Arme gebohren.

Als in einer berühmten Stadt Messe gehalten wurde, gieng Herr Frey mit seinen zwey liebenswürdigen Kindern ohnweit des großen

Marktplatzes durch eine andere Straße. Hier bemerkte er ein aus dem Fenster eines Hauses herabhängendes großes Wachstuch, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: Hier ist ein junges vierzehnjähriges Mädchen zu sehen, das ohne Arme gebohren worden ist, und mit den Füßen alles verrichtet, was andere Menschen mit den Händen zu verrichten pflegen.

„Kinder! fragte der Vater, wollet ihr dieses Mädchen sehen?“ Christian und Lottchen, beyde wünschten einstimmig, daß sie diese merkwürdige Person sehen möchten. Sie giengen mit ihrem Vater in das Haus hinein, und wurden in ein anständiges Zimmer geführt.

Das Mädchen ohne Arme kam ihnen wohlangekleidet und in einem geschmackvollen Anzuge, der sich für ihren Körper recht gut schickte, freundlich entgegen, und bewillkommte sie sehr artig. Herr Frey beobachtete das Mädchen ganz genau. Es setzte sich auf einen etwas langen, aber nicht hohen, mit einem grünen Tuche belegten Tisch, holte sich mit seinem rechten Fuße eine Federspule, und dann mit ebendemselben Fuße ein in der Nähe liegen-

gendes Federmesser. Mit den Zehen des linken Fußes hielt das Mädchen die Federspule, mit dem rechten Fuße schnitt sie die Feder, und zeigte sie dann dem Herrn Frey, und Herr Frey mußte gestehen, daß die Feder recht gut geschnitten war. Das müssen wir erst untersuchen, sagte das Mädchen ohne Arme und Hände. Und nun nahm es die Feder, tunkte sie in ein neben ihr stehendes Tintenfaß, zog einen Bogen Papier mit seinem Fuße schnell an sich, eben so schnell, wie es Menschen, die Hände haben, an sich ziehen können, und versuchte selbst, ob die Feder gut geschnitten sey. Das Mädchen sagte aber, die Feder sey nicht sonderlich gut geschnitten, und reichte mit seinem Fuße Herrn Frey die Feder. Er schrieb damit. Herr Frey sagte, daß die Feder gut schreibe.

„Nein, sagte das Mädchen, die Spule taugt nichts, denn der Spalt ist mir nicht gerathen. Schreiben Sie nur einige Zeilen damit, und Sie werden es selbst finden.“ Herr Frey machte einen Versuch, und er bemerkte, daß die Feder wirklich untauglich sey.

Herr Frey besann sich, daß in seiner Schreibtafel eine schöne, untadelhafte Federspule stack. Er gab sie dem Mädchen. Es nahm die Feder, die schon geschnitten war, zwischen die Zehe des rechten Fußes, spaltete sie von neuem, und schnitt sie mit der Zehe des linken Fußes, und indem es die Feder noch schnitt, rief es aus: „O, das muß eine vortreffliche Feder werden!“ Das Mädchen machte einen Versuch mit der Feder, und war damit sehr zufrieden. Herr Frey machte ebenfalls einen Versuch damit, und mußte gestehen, daß diese Feder vortrefflich schriebe.

Christian und Lottchen staunten, daß das Mädchen rechts und links seine Füße und deren Zehen so gut brauchen konnte, wie andere Menschen ihre Finger und Hände.

Das Mädchen bat um die Vor- und Zunamen der Kinder, schrieb diese auf ein Papier, und überreichte ihnen dieses; Christian und Lottchen erstaunten aufs neue, wie gut, wie fast schön die Schrift des Mädchens aussah; denn sie, die schon einige Jahre geschrieben hatten, sie, die mit ihren Händen schrei-

ben konnten, schrieben nicht so schön, als dieses Mädchen mit ihren Füßen schrieb.

Herr Frey bat sich diese Schrift aus, um solche zu einem Andenken für sich aufbehalten zu dürfen. Das Mädchen gab ihm die Schrift und die Feder, und sprach einige Worte, die Herrn Frey sehr wohl gefielen, und ihm ans Herz drangen. Nicht ohne Rührung verließ er und seine Kinder das Mädchen.

Als Herr Frey mit seinen Kindern zu Hause angekommen war, erzählte er die Geschichte von dem Mädchen ohne Arme; sie waren alle darüber gerührt, und freueten sich, als er ihnen die Feder zeigte, die das Mädchen geschnitten, und die Schrift zeigte, die es vor seinen Augen geschrieben hatte. Madame Frey und Herrn Frey's Freund, beyde wollten das Mädchen nun auch sehen, und es reichlich beschenken.

„Es ist zwar die erste Person nicht, die ich ohne Arme sehe, sagte der Hausfreund. Noch vor kurzem, als ich in England war, lernte ich einen Mann kennen, der ebenfalls ohne Arme gebohren war. Sein Name war William

liam Kingston. Er war ein Pachter. Dieser Mann hatte es so weit gebracht, daß er alles, was sonst mit den Händen verrichtet werden muß, mit seinen Füßen verrichten konnte."

Konnte er auch mit seinen Füßen schreiben, wie dieses Mädchen? fragte Lottchen.

„O, er leistete nicht nur das, sondern noch weit mehr, erzählte der Hausfreund. Er schrieb nicht nur, er schrieb sogar sehr geschwind und sehr fertig; seine Schriftzüge waren durchaus vortrefflich. Hören Sie weiter: Ich sahe ihn Thee trinken, und er führte sehr geschickt und mit vieler Leichtigkeit die Tasse mit seinen Zehen zum Munde."

Christian. Ach, das hätte ich sehen mögen! Das muß ein sonderbarer Anblick gewesen seyn.

Christians Vater erwiederte: Vermuthlich würdest du dich des Lachens nicht haben enthalten können, wie du es gewöhnlich machst, wenn du etwas Auffallendes zum erstenmal siehst. Wer aber weniger unbesonnen und leichtsinnig ist, als du, den setzen solche Erscheinungen in Erstaunen, und er fragt sich: Würdest du,

wä-

wärest du eben so unglücklich gebohren worden, eben so viele Geduld und Beharrlichkeit geäussert, würdest du dir auch so viel bewunderns-würdige Geschicklichkeit erworben haben?

Der Hausfreund fuhr fort zu erzählen: „Ich bin Augenzeuge gewesen, daß er sich selbst mit seinen Füßen rasirte; ich sahe ihn, wie er sich an- und auskleidete. Er ritt öfters, und dann sattelte und zäumte er mit den Füßen sein Pferd. Aber was mir an dem Manne vorzüglich gefiel, und was ihm meine innigste Achtung erwarb, war das: Er zog nicht im Lande herum, ließ sich nicht für Geld sehen; sondern lebte von seinem Fleiß und von seiner Geschicklichkeit, wie alle andere fleißige und geschickte Menschen, die die Natur nicht so wunderbar auszeichnete. Er molk seine Kühe, mähete das Heu, band es zusammen; kurz, er verrichtete alle Feldarbeit, stellte sein Gesinde selbst an, regierte das ganze Hauswesen, und war überall gegenwärtig. Und durch seinen unermüdeten Fleiß, durch seine Erfahrungen war er aus einem recht sehr dürftigen Landmanne ein begüterter, wohlhabender Pachter geworden. Wer ihn kannte, schätzte ihn; die

Vornehmen wie die Geringen bezeigten ihm sehr auszeichnend ihre Achtung."

„Das ist viel, sehr viel!" riefen alle aus, die diese Erzählung anhörten.

„Seht, meine Kinder!" sagte Herr Frey, seht hier einen Beweiß, was und wie viel ein Mensch leisten kann, wenn er beharrlich ist. Das unglückliche Mädchen und der unglückliche Mann hatten keinen Arm, keine Hand, und wußten sich durch ihre Füße beydes zu ersetzen. Würdet ihr wohl geglaubt haben, daß dieses möglich seyn könnte, wenn ihr es nicht selbst mit eigenen Augen angesehen hättet? Und müßt ihr nicht gestehen, daß das Mädchen alles recht geschickt machte, und daß ihr ganzes Benehmen nicht das geringste Widrige an sich hatte? Wie viel Mühe, wie viel tausend Versuche muß es den beyden Unglücklichen gekostet haben, ehe sie so weit kamen, daß sie mit den Zehen nur erst die Feder halten konnten, ehe sie nur einige deutliche Züge schreiben konnten? Wie viel mehr Anstrengung erforderte es, ehe sie so gut und schön schreiben lernten? Und nun schnitten sie sogar ihre Federn selbst! Werdet ihr euch wohl je wieder entschuldigen dürfen, wenn die-

ses oder jenes euch nicht sogleich gelingen will, wie ihr es verlangt und wünschet? Nur durch Anstrengung und Beharrlichkeit kann man das endlich möglich machen, was anfangs unmöglich schien. Denkt euch dieß bey allen solchen Gelegenheiten, wenn ihr in dem Wahne steht, es fehle euch an Kopf oder körperlicher Geschicklichkeit zu dieser oder jener Arbeit oder Wissenschaft, die euch anfangs zu schwer dünkt, denn wenn ihr euch genauer prüfen und anstrengen werdet, so werdet ihr in den meisten Fällen die Erfahrung machen, daß es nur so schien, als fehlten euch diese Geschicklichkeiten und natürlichen Anlagen, und daß ihr im Gegentheile deren oft mehr habt, als euch zur Erlernung dieser oder jener Geschicklichkeit nöthig waren, und daß also dieser Mangel in eurer Einbildung lag, und daß es euch mehr an gutem Willen als an Talenten fehlte.“ Die Kinder hatten hier manche Gelegenheit, sich belehren zu lassen, und der Abend verschwand unter diesen nützlichen und lehrreichen Gesprächen. Christian schlief gewöhnlich Abends um neun Uhr schon ein; heute war ihm kein Schlaf in die Augen gekommen, und es schlug schon eilfe

auf allen Thürmen der Stadt. Die kleine vergnügte Gesellschaft wußte nicht, wie schnell der Abend verschwunden war.

(Kleine Kinderwelt, 2tes Bdch.)

XV.

Das Taschengeld.

Frau v. Wertheim.
Karl, ihr Sohn von 17 Jahren.
Peter, ein armer Landmann.

Karl.

Liebste Mama! — darf ich bitten? — mein Taschengeld ist alle.

Frau v. Wertheim.

Schon wieder Taschengeld? Gab ich dir nicht erst am Sonntage einen halben Gulden? Wo hast du denn diesen schon hingebracht?

Karl.

Ach Mama! —

Frau v. Wertheim.

Nun — gesteh mir doch, wo ist dein Geld?

Karl.

Mama — das kann ich Ihnen unmöglich sagen.

Frau v. Wertheim.

Nun so werde ich Mittel wissen, das Geständniß von dir herauszubringen.

Karl.

Gute, liebste Mama! dringen Sie nicht in mich. Wenn Sie wüßten. — Mir thut das Herz im Leibe wehe, wenn ich daran gedenke. — Aber, ich kann es Ihnen nicht sagen.

Frau v. Wertheim.

Das heißt also vermuthlich: Ich habe es durch Leichtsinn, durch Unbesonnenheit, in lüderlicher Gesellschaft, und wer weiß was sonst noch ärgeres, verthan. Aber warte, junger Herr, ich will dir den Lohn gleich dafür geben. (Sie geht nach der Thüre.)

Karl.

(Ihr nacheilend, sie umarmend, flehend, zurückhaltend.) Mama! — ach gute, theuer-

ste Mama! — hören Sie mich, — geben Sie mir nur Taschengeld, ich will —

Frau v. Wertheim.

(Schon im Begriff, die Thüre zu öffnen, indem tritt Peter ein.)

Peter.

Guten Tag, gnädige Frau! guten Tag, lieber Junker! Nehmen Sie doch nicht ungnädig, daß ich —

Frau v. Wertheim.

Guten Tag, Peter! Was bringt Ihr?

Peter.

Ich wollte nur dem gnädigen Junker sein Geld wiederbringen.

Frau v. Wertheim (zu Karl.)

Ha, also vermuthlich verlohren, in einer unanständigen Gesellschaft mit Gassenjungens weggeworfen?

Peter.

Nein, gnädige Frau — o nein! — ach! Gott vergelt' es dem gnädigen Junker.

Frau v. Wertheim.

Nun, was ist das?

Das Taschengeld.

Peter.

Sie kennen ja meinen elenden Zustand, gnädige Frau! Schon seit Jahr und Tag liegt meine Frau zu Hause an der Gicht krank, und jetzt trifft mich ein neues Unglück, das mich noch unglücklicher macht.

Karl (in der Ferne.)

O daß ich dir helfen könnte, guter Mann! — ach Gott! —

Frau v. Wertheim.

Nun was ist denn geschehen?

Peter (weinend).

Mein Sohn gieng gestern Nachmittags aus unserm Dorfe ins nahe Wäldchen, etwas Holz zu holen, da kamen etliche Herren zu Pferde in vollem Galopp gesprengt, und da sie nicht in der Fuhrstraße blieben, sondern auf dem schmalen Fußwege ritten, konnte mein Sohn nicht so geschwind ausweichen, er fiel, wurde überritten und ihm das Bein entzwey getreten. Er muß schon etliche Stunden da gelegen seyn, als der gnädige Junker kam, einen so eben vorbeyfahrenden Fuhrmann, durch ein kleines Trinkgeld, bewog, meinen Sohn auf seinen

Wa=

Wagen zu nehmen, und ihn uns so nach Hause zu bringen. Da bringe ich nun den halben Gulden wieder, den er ihm noch zu Hause gegeben hatte; denn ich dachte, wenn ich gleich ein sehr armer Mann bin, ich dürfte das Geld doch nicht behalten, denn es könnte dem Junker Verdruß machen, wenn Sie es vermißten. — Hier ist es. — Ich bedanke mich übrigens bey dem gnädigen Junker für die Liebe. — (will gehen.)

Frau v. Wertheim.

Halt, guter Freund! — das Geld ist Euer, behaltet es, und hier habt Ihr noch drey Gulden dazu; — laßt Euern Sohn heilen, ich bezahle den Arzt, und aus meiner Küche sollen Eure Kranken täglich ihr Essen bekommen. — Aber du, mein lieber Karl! — bald hätte ich deinem guten Herzen Unrecht gethan. Komm her und laß dich umarmen; du bist mir jetzt um so viel werther. Fahre fort in Mildthätigkeit und Mitleid, dies sind die edelsten, erhabensten Tugenden eines Menschen; sie machen ihn mit Gott verwandt, und sind besonders Pflichten des Christen, dafür ihn der Lohn

in

in der Ewigkeit erwartet. — Nun fordere Taschengeld, so oft du welches brauchst, und du wirst es so immer gut anwenden.

Peter.

Gnädige Frau, das ist zu viel für mich.

Frau v. Wertheim.

Behaltet es nur — es ist eine Kleinigkeit.

Peter.

Nun so sage ich tausend Dank dafür. Gott segne Sie. — Leben Sie wohl. (geht ab.)

Frau v. Wertheim und Karl.

Adieu, Peter!

Karl.

Ich besuche Euch.

(Zu seiner Mama:)

Ach Mama! wenn Sie es gesehen hätten, das war ein Anblick, bey dessen Andenken mir das Herz noch wehe thut. — Der arme kleine Peter!

Frau v. Wertheim.

Dieß Gefühl macht deinem Herzen Ehre, aber nur wenige deinesgleichen möchten vielleicht diesen Ruhm mit dir theilen.

(Angenehme Unterhaltungen.)

XVI.

Wie hoch Lehren zu achten sind.

Herr von Edelheim besaß ein kleines Landgütchen, welches kaum 700 Thaler eintrug, darauf er aber sehr glücklich lebte. Er hatte auch einen Sohn, Namens Karl. Dessen Erziehung vertraute er einem rechtschaffenen und geschickten Manne an, dem er wie ein Bruder begegnete und jährlich 150 Thaler Gehalt gab, denn er glaubte, es sey für seinen Sohn besser, wenn er arm und dabey geschickt, redlich und wohlgesittet wäre, als wenn er bey großem Reichthume schlechte Gesinnungen, üble Gewohnheiten und keinen Verstand hätte. Herr Schwarz, so hieß der Hofmeister, lehrte seinen Zögling, wie man alles Schöne und Gute, das Gott erschaffen hat, recht genießen, sich selbst immer mehr verbessern, andern Menschen Dienste leisten, und ihnen Vergnügen machen, und in jedem Stande und Alter so leben könne, daß man Gott und die Menschen zum Freunde ha=

habe. Karl von Edelheim sah auch bald ein, wie gut es sein Hofmeister mit ihm meynte, und liebte ihn deßwegen wie seinen zweyten Vater; er lernte also alles, was er zu lernen hatte, mit Vergnügen, prägte die Lebensregeln, die ihm Herr Schwarz gab, tief in seine junge Seele, und übte sie täglich aus. Da er erwachsen war, wurde er von allen Vernünftigen geliebt und hochgeschätzt. Der Fürst lernte ihn kennen, und vertraute ihm, wegen seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit, verschiedene Geschäfte, und am Ende die oberste Stelle unter seinen Ministern an. Da er eine gewisse liebenswürdige Person zur Ehe begehrte, so wurde diese durch seine guten Eigenschaften so eingenommen, daß sie ihm ihre Hand bot, und ihn nun durch ihren reizenden Umgang nach den Geschäften aufheiterte. Er hatte Kinder, die so gut wurden wie er, und Gott segnete seine Einnahme so sehr, daß er seines reichen Nachbars, des Herrn von Windhausen, Gut kaufen konnte, als die Schulden diesen herausgetrieben hatten. Herr Schwarz blieb sein Freund und Rathgeber, auch da er schon Minister war, und es hat ihn nie ge=

gereuet, die Rathschläge desselben befolgt zu haben.

(Becker.)

XVII.

Wie sehr man sich durch Ungehorsam Schaden zuziehen kann.

Es waren zwey Brüder. Der älteste mochte ohngefähr eilf, der jüngste zehn Jahre alt seyn. Beyde wurden von ihren Eltern gar sehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann war, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun. Er pflegte alsdann, zu seiner Vertheidigung gegen Straßenräuber, ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wenn er zurück kam, schoß er diese gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern Schaden damit thun möge. Demungeachtet verbot er seinen Söhnen oft, sowohl diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr in die Hand zu neh-

Tod durch Ungehorsam.

nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden wäre. Nach einigen Tagen kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück, weil er aber in kurzem wieder von neuem abzureisen gedachte, so hatte er diesmal seine Pistolen nicht losgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein vor allemal verboten. Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beyden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in seine Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren? — Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind, und verderben werden wir ja auch

nichts daran. Sieh, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß, (und so zog er ihn denn an beyden Pistolen auf.) Nun stelle dich dahin und gieb acht, wie ich kommandire. Wenn ich Feuer rufe, so mußt du abdrücken. — Schon standen beyde gegen einander über, und Wilhelm kommandirte: Achtung! Präsentirt das Gewehr! Legt an! Feuer! — Mit diesen Worten drückten beyde los, und beyde fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute. Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voller Bestürzung herbeygerannt, und o Himmel, welch ein Anblick! Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in diesem Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeygelaufenen Hausgesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren sie schon verschieden. Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

(Pädagogische Unterhalt.)

XVIII.

Auch Stief-Eltern sind unserer Liebe werth.

Ferdinanden entriß der Tod, schon im sechsten Jahre, seinen Vater, der ein Kaufmann war. Er fühlte den Verlust desselben nur allzusehr. Seine betrübte Mutter war nicht wohl im Stande, die Handlung fortzuführen. Bald verlohr sie da und dort Geld bey Leuten, denen ihr Mann Vorschuß gethan hatte, bald wurde sie mit der Waare, die sie einkaufte, betrogen, bald mußte sie dieselbe zu theuer bezahlen, und also auch wieder theurer, als andre Kaufleute, verkaufen. Dieß bewog viele, die sonst bey ihrem Manne gekauft hatten, ihre Waare bey andern zu nehmen. Und die gute Mutter besorgte deswegen sehr, daß sie am Ende gänzlich verarmen würde.

Weil die ganze Last der Handlung auf ihr lag, so konnte sie unmöglich viel auf Ferdinanden sehen. Der lief also umher, lernte

nichts, und nahm allerley Untugenden an. Da fand sich ein junger Mensch, der sich um der Mutter Liebe bewarb, sie heurathete, und auf diese Art Ferdinandens Stiefvater wurde.

Ferdinanden war dieß gar nicht recht. Man hatte ihm gesagt, die Stiefväter wären harte Leute, die die Kinder des vorigen Mannes nicht lieb hätten, sie schlügen, und auf allerley Art ihnen Unrecht thäten. Deswegen war er am Tage der Hochzeit sehr betrübt, und konnte fast keinen Bissen essen.

Nach der Zeit aber sahe er bald ein, daß er sich geirrt habe. Sein lieber Stiefvater liebte ihn wie sein eigen Kind; er lehrte ihn schreiben und lesen, gewöhnte ihm seine Fehler ab, nahm einen jungen Mann an, der ihn im Zeichnen und in der Musik unterrichten mußte. Da er größer war, lehrte er ihn die Handlung.

Die Handlung selbst brachte er bald wieder in die vorige Ordnung, so daß Ferdinands Mutter gegen alle Sorgen hinlänglich gedeckt wurde.

Diese große Liebe seines Stiefvaters hat er nach der Zeit, da er groß wurde, sehr oft ge-

gerühmt, und gesagt: Ich wüßte nicht, was aus mir würde geworden seyn, wenn mir Gott nicht diesen lieben Stiefvater geschenkt hätte, der mir Unterhalt und Erziehung verschafft hat.

(S.)

XIX.

Der edelmüthige Bauer.

Ein angesehener reicher Privatmann fährt einst in der Absicht aufs Land, um einen Korb, welcher ein Unterpfand enthielt, das er gerne einem zuverläßigen und rechtschaffenen Manne anvertrauen möchte, einem dasigen Pachter zu übergeben. Eine Stunde ohngefähr von des Pachters Wohnung sieht er einen Bauer auf dem Felde arbeiten. Er ruft ihn zu sich, trägt ihm auf, diesen Korb zu dem bewußten Pachter hinzutragen, und giebt ihm sogleich 12 Livres für seine Mühe. Der Bauer geht, spürt aber unterwegs, daß sich im Korbe etwas bewege; seine Verwunderung steigt, als

er drinnen schreyen hört. Er deckt den Korb auf, und sieht ein kleines Kind darin. Als er beym Pachter anlangte, erzählt er diesem den Vorfall; der Pachter aber und seine Frau weigern sich, das Kind anzunehmen, so sehr ihnen auch der gute Bauer das Unrecht, das sie thäten, indem sie einem so hülflosen Geschöpf die Nahrung und Pflege verweigerten, vorstellen mochte. Endlich setzt er hinzu: Nun gut! ich will es wieder mit mir nehmen, meine Frau stillt gerade eines unsrer Kinder, ich will sie bitten, auch für dieses Sorge zu tragen, und ich habe das Zutrauen zu Gott, daß er uns segnen werde. Er eilt also mit dem Korbe nach Hause, theilt der Frau sein edelmüthiges Vorhaben mit, und beredet sie zu diesem guten Werke. Man öffnet den Korb, und findet darinnen die schönste feinste Kinderwäsche, eine Geldbörse und ein Billet folgenden Inhalts:

Traget Sorge für dieses Kind. Ihr werdet in diesem Korbe eine Börse mit 100 Louisd'or finden, davon bestreitet die ersten nothwendigsten Bedürfnisse für den Unterhalt desselben. Man wird Euch von Zeit zu Zeit wie-

Der edelmüthige Bauer.

wieder mit Geld versehen, und am Ende sollt Ihr reichlich für die gehabte Mühe belohnt werden.

Der gute Bauersmann dankte Gott herzlich, daß er sein Vorhaben gesegnet habe, im ganzen Dorfe erfuhr man bald die merkwürdige Begebenheit; auch der Pachter, der sich geweigert hatte, den Korb anzunehmen, hörte davon. Nun gereuete es ihn, und er glaubte ein Recht zu haben, das Kind zurück zu fordern. Der Bauer widersetzte sich aber dieser Forderung, und stellte ihm vor, daß ja bloßer niedriger Eigennutz ihn dazu bewege, nicht aber Mitleid; denn sonst hätte er es ja damals, als er es ihm brachte, angenommen. Der Pachter fängt indessen einen Proceß mit dem Landmanne an, welchen letzterer, jedoch mit großen Unkosten, gewinnt. Da der reiche Privatmann von dem ganzen Vorfall unterrichtet wurde, (denn das Gerücht davon verbreitete sich bis in die Stadt,) so schickte er dem edlen Landmanne eine beträchtliche Summe Geldes, mit dem Versprechen einer ansehnlichen Belohnung nach geendigter Erziehung des Kindes. —

Der Neid ist gewiß eine der schimpflichsten Regungen des menschlichen Gemüths, das Verbrechen folgt ihm stets auf dem Fuße nach; es ist eine unheilbare Krankheit der Seele. Der schändlichsten, unmenschlichsten Thaten ist der Neidische fähig; er ist gieriger nach dem Verderben anderer, als der Dieb, selbst als der Räuber und Mörder.

XX.

Sey dankbar gegen den, der dir Gutes erzeigt hat.

Le Fevre, ein vortrefflicher fleißiger Mann, ein Pflanzer und Müller aus der Nachbarschaft von Wawasing, in Nordamerika, hatte eilf gut gezogene Kinder, die er unaussprechlich liebte. Derick, das jüngste derselben, vier Jahre alt, gieng zu weit von seiner Pflanzung und verlohr sich in dem anliegenden Walde, wo es in Gefahr war, von Raubthieren zerrissen zu werden. Eltern, Geschwister, Dienst-

leute

leute und Nachbarn vereinigten sich, es aufzusuchen, aber vergebens war alles Suchen; die Gesellschaft blieb die Nacht im Walde, um desto früher am Morgen mit Aufsuchen des Kindes wieder anzufangen. — Es kam in dieser Zeit ein Wilder, der mit Pelzwerk handelte, ein Bekannter des Lefevre, in dessen Wohnung, hörte von seinem Verlust und Kummer, und ließ ihn aus dem Walde holen.

„Bruder, zeige mir die Schuhe und Strümpfe, die Derick zuletzt getragen hat.“ — Sein Hund mußte sie beriechen, und nun gieng er mit dem Hunde in den Wald, und ließ ihm den Weg, welchen das Kind gegangen war, ausspüren. Er zeigte bald durch Bellen an, daß er auf der Spur dieses Weges sey; der Wilde folgte seinem Spürhnnde, und fand das Kind — fast verschmachtet an einem Baume liegen. Er nahm es auf seine Arme, und brachte es eilends den trostlosen Eltern wieder. (Siehe die Titelvignette des ersten Bändchens).

O welch ein rührender Auftritt! Geschrey des Frohlockens, laute Danksagungen zu Gott, herzliche Dankbezeugungen gegen den Retter

 des

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

des Kindes, Thränen väterlicher und mütterlicher Freude, Liebkosungen des wiedergefundenen lieben Kleinen, wechselten mit einander ab. Sie umarmten alle ihre Kinder, weinten an ihren Gesichtern vor großer Rührung, und fielen nun um den Hals des Wilden, der bey seiner größern Härte sehr gerührt wurde, und mit den zärtlichen Eltern Thränen vergoß. Ihre Dankbarkeit gieng auch auf den Hund, der das Kind aufgespürt hatte; sie streichelten und fütterten denselben. Die ganz getröstete Familie gieng nun nach Hause. Lefevre stellte ein Fest an, die Bewohner des benachbarten Ortes, welche er auch dazu bitten ließ, kamen, Schwarze und Weiße versammelten sich, um Antheil daran zu nehmen, und den freudigen Eltern wegen ihrem wiedergefundenen Kinde Glück zu wünschen. — Am folgenden Tage bot Lefevre alles, was er im Hause hatte, dem Wilden an, um nur daraus zu wählen, was ihm beliebte und nützlich seyn könnte. Dieser, nicht gewöhnt an solche rauschende Auftritte, hatte sich in eine Scheune begeben, aus der man ihn nur mit vieler Mühe herausbringen konnte. Er wollte keine Beloh-

nung

nung annehmen. Endlich nach vielen Ueberredungen nahm er eine gute Flinte. — Dieser dienstfertige Wilde hieß Tewenissa, und sein kluger treuer Hund Ouiab. Beyde nahm Lefevre sich zur Seite, versammelte die ganze Gesellschaft um sich her, und hielt an den Wilden eine Rede voll Dankgefühl, ganz nach der Sprache, nach den Sitten und Gebräuchen der Wilden (oder besser, nach der bilderreichen Sprache dieser zwar rohen, aber doch gutherzigen Naturmenschen,) gestimmt:

„Tewenissa! mein Herz war verwundet, du hast die Wunde geheilet. Ich weinte bitterlich, du hast meine Thränen abgetrocknet. Ich alter Mann hatte einen Stab und Trost meines Alters verlohren, du hast diesen Stab und Trost wieder gefunden! — — Wie soll ich es dir vergelten, Tewenissa? — Ich nehme dich an zu meinem Bruder. Alle, die gegenwärtig sind, sollen davon Zeugen seyn. Wenn du alt und schwach wirst, und nicht mehr jagen kannst, dann komm her zu mir, und beschließe dein Leben bey mir. — — Wenn du verwundet wirst, komm her, ich will dir die Wunde aussaugen. — Wenn du Ursache

hast, zu weinen, ich will wieder deine Thränen abtrocknen. — Wenn dein Hund alt wird, und dir nicht mehr auf der Jagd folgen kann, schick ihn zu mir, er soll bey mir Ruhe und Futter finden."

Der kleine Derick mußte seines Retters Tewenissa Namen annehmen, und hat denselben auch als Mann stets geführt. Mit Einwilligung seines Vaters nahm er, nach des Tewenissa Tode, einen Sohn desselben zu seinem Bruder an, erzeigte ihm treue Liebe, und sagte es ihm bey jeder Gelegenheit, er würde es nie vergessen, daß er seinem Vater die Erhaltung des Lebens zu verdanken habe.

(Wagnitz Beyspielsammlung.)

XXI.

Wie gut die Verschwiegenheit sey.

Die Römischen Rathsherren pflegten zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, und sich über allerley wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorfiel, welches nicht

nicht alle Leute wissen sollten, so waren alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in die Versammlung zu nehmen, damit sie recht früh mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen und mit desto größerm Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beyzuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung nach Hause kam, verlangte seine Mutter von ihm zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sey. Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte Euch gern alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die Mutter wollte diese Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wieder sagte. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: Man hätte sich heute darüber berathschlaget, ob es nicht gut

sey, daß ein jeder Mann statt einer, zwey Frauen habe. Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversammlung und schrieen den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte: Er müßte seinen Fehler nur gestehen; er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weis gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweiß, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb, und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften, so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrecht die ganze Zeit seiner Jugend hindurch allein zu genie-

nießen, und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommenschaft fortpflanzen, und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit seyn sollte.

XXII.

Sorge für das Vorstellungsvermögen.

Der Schuhmacher, Meister Sohle, war ein fleißiger und rechtlicher Mann, der auf gut Leder hielt, und dabey so pünktlich und ordentlich in seinen Geschäften, daß ihn seine Nachbarn den Mann nach der Uhr nannten. Aber über den Leisten hinaus reichte sein Verstand eben nicht weit, und er blieb gern in allen Sachen bey der Art und Weise, die er von seinen Lehrjahren her gewohnt war. Er wünschte daher, zwey Söhne, die ihm seine Frau gebohren hatte, nicht zu Doktoren, sondern nur zu solchen braven Bürgern und Meistern, wie er selbst war, zu erziehen. In dieser Absicht hielt er

sie fleißig zur Schule, und zu Hause that er sein möglichstes, ihnen den jugendlichen Muthwillen und die kindischen Ungezogenheiten vermittelst des Knieriemens abzugewöhnen. Der älteste, Michel genannt, erfüllte auch seinen Wunsch vollkommen. Er lernte alles, was in der Schule des Orts gelernt werden mußte und konnte, that alles, wie es vorgeschrieben war, und gieng kein Haar breit darüber hinaus. Der andere hingegen, Namens Jakob, hatte von Natur einen unruhigen, wunderlichen und dabey so hartlernigen Kopf, daß weder Vocabel, noch Katechismus, noch Sprüche und Psalmen darin haften wollten, und daß diejenigen Theile seines Leibes, an welchen der Schulstock und der Knieriemen ihre pädagogische Kraft übten, mit seinem Gedächtniß in keiner solchen Verbindung zu stehen schienen, wie bey andern Kindern. Er bekam täglich mehr Schläge als Brod, und lernte doch, ausser dem Lesen, von alle dem, was man ihm einbläute, nicht einen Buchstaben. Dagegen hatte dieser Knabe einen unwiderstehlichen Trieb, bey allem, was er sah und hörte, nachzudenken und zu forschen: woher es käme? warum

warum es geschehe? wie es gemacht würde? was es für Nutzen habe? und dergl. Mit solchen Gedanken vertrieb er sich die Zeit, wenn andere Kinder ihre Lection lernten. Kam es nun ans Aufsagen und er wußte nichts: so ließ er sich schlagen und weinte nicht einmal darüber, weil er gehört hatte, daß die Kinder von Schlägen groß würden. Er war im Stande, wenn der Lehrer ihm die Casus von Mensa mit dem Stocke zuzählte, dabey ruhig zu überlegen: warum wohl der Herr Präceptor sich über seine Dummheit so ereifere, und ob es nicht besser wäre, man ließe die Haselstöcke im Walde Nüsse tragen, als daß man den Schulknaben das Latein damit einpräge? Wenn er die Katechismus-Fragen auswendig lernen sollte, so dachte er statt dessen nach, was jedes Wort eigentlich bedeute. Wurde nun heraus gefragt und die Reihe kam an ihn, so gab er zwar oft bessere Antworten, als die gedruckten, aber er bekam doch seine Schläge, und im Schul-Examen rühmte der Präceptor den ältern Sohle als ein Muster von Fleiß und Wohlgezogenheit, und den jüngern Sohle stellte er als das räudige Schaaf, das ihm

die Heerde verderbe, zum Exempel auf. Zu Hause gieng es dem armen Jakob nicht besser. Wenn ihn sein Vater da oder dorthin schickte, eine Bestellung auszurichten: so blieb er überall, wo er einen Handwerksmann oder Künstler arbeiten sah, stehen und hatte Acht, wie alles gemacht wurde. Er fragte auch die Leute, wie dieß und jenes hieß, und wozu es diente? Darüber blieb er Stunden lang aus, und wurde mit dem Knieriemen bewillkommt, wenn er nach Hause kam. Gab ihm seine Mutter eine häusliche Arbeit auf, so verrichtete er sie nicht gerade so, wie sie es haben wollte, sondern wie ihm die Sache am leichtesten, geschwindesten und besten zu machen schien. Da verdroß es seine Mutter, daß das Ey klüger seyn wollte, als die Henne, und es gab kein Schimpfwort, einen dummköpfigen, ungehorsamen und boshaften Jungen zu bezeichnen, das er nicht täglich von ihr hören mußte. Sein liebster Zeitvertreib war, Werkzeuge und Maschinen, die er bey Künstlern und Handwerkern sahe, im Kleinen nachzumachen, wie er denn einmal eine vollständige Oelmühle schnitzte. Darüber bekam er wegen der Späh-

ne, die er umherstreute, manche Ohrfeige, und mußte alle Tage die Sprichwörter hören: Schuster, bleib bey deinen Leisten, und: was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz. So übel gieng es dem armen Jakob. Michel hingegen that nicht mehr und nicht weniger, als ihm befohlen wurde, saß auf seinem Schemel hinter dem Ofen, ohne zu muchsen, und wurde von Vater und Mutter gelobt und geliebkoset, wenn sie seinen Bruder als einen naseweisen Taugenichts von einer Ecke in die andere stießen. Zum Glück hatte aber dieser Knabe ein so besonderes Gemüth, daß ihn die schlechte Behandlung, die er von allen Seiten erfuhr, weder muthlos noch trotzig machte, sondern nur gleichgültig gegen Schimpfreden und Schläge: ja, durch den Widerstand wurde sein Trieb, von allen Dingen den Grund und die rechte Beschaffenheit zu erforschen, mit zunehmendem Alter immer stärker. Als nun die beyden Brüder in die höhere Schulklasse hinauf rückten, bekamen sie den Rector zum Lehrer, welcher vom Lernen und Lehren in Schulen eine andere Meynung hatte, als der Cantor, unter dem sie vorher standen. Er hielt dafür: die Kinder

der müßten in der Schule angeführt werden, 1) vernünftig zu denken, 2) ihre Gedanken im Reden und Schreiben wohl auszudrücken, und welches das vornehmste sey, 3) in allen Vorfällen des Lebens nach vernünftiger Ueberlegung zu wählen und zu handeln. Sie lernten nicht blos, um zu lernen und das Gelernte zu wissen, sondern um durch das Lernen ihren unsterblichen Geist zu nähren, und gesund und stark zu machen für Zeit und Ewigkeit; eben so wie man nicht äße, um zu essen, sondern um den Leib zu nähren und zu stärken. In der ersten Stunde nach der Klassenversetzung stellte er deshalb eine Unterredung mit den Kindern an, worin er ihnen zeigte, daß Gott dem Menschen die Kraft zu denken, als seinen größten Vorzug vor den Thieren, gegeben habe; daß es Gottes Wille sey, daß der Mensch von Jugend auf über sich selbst und alles, was um ihn ist, nachdenke, um alles deutlich zu begreifen, und die Ursachen und Wirkungen, Absichten und Folgen der Dinge einzusehen; und daß derjenige, der alles, was er denkt, redet und thut, nur andern nachmacht, ohne selbst zu überlegen, warum und wo-

wozu? einem Lastthiere gleiche, welches geht, wohin es getrieben wird. Er fragte darauf die Schüler nach der Reihe: was sie für Fähigkeiten der Seele und des Leibes hätten; was sie damit in der Welt vornehmen und ausrichten sollten; wodurch der Mensch glücklich und unglücklich werde; wornach er unter allen Gütern der Erde am meisten trachten müsse? und dergl. Bey dieser Gelegenheit wurde er nun gewahr, daß der als der dümmste Knabe verschrieene Jakob Sohle gerade derjenige unter seinen neuen Schülern war, der die edle Kraft zu denken am meisten geübt, und es auch in der Standhaftigkeit, Geduld, Versöhnlichkeit und andern christlichen Tugenden, so wie auch in der Geschicklichkeit der Hände, am weitesten gebracht hatte. Er ermunterte daher diesen Knaben, so fortzufahren, und brachte ihn durch vernünftige Vorstellungen auch dahin, daß er so viel auswendig lernte, als zum Kirchen- und Schul-Examen nöthig war. Vom Lateinischen sprach er ihn frey, so wie andere zu Handwerkern bestimmte Knaben, die er während der lateinischen Lectionen schriftliche Aufsätze machen ließ. Der

dumme

dumme Jakob schwang sich nun bald über den klugen Michel hinan, und wurde mit ihm zugleich confirmirt und aus der Schule entlassen, ob er schon zwey Jahre jünger war: indem der Prediger und Rector sich dabey nach den erlangten Einsichten und Tugenden der Kinder, nicht nach den Jahren richteten. Beyde Brüder wurden nun aufgedingt, hielten eine gleiche Lehrzeit aus, wurden losgesprochen, giengen auf die Wanderschaft, kamen wieder, wurden Meister, nahmen Weiber, zeugten Kinder, zogen sie groß, starben und wurden begraben — wie andere Bürger und Meister; aber beyde unterschieden sich in allen diesen gewöhnlichen Dingen des menschlichen Lebens sehr merklich von einander. Michel Sohle lernte das Schuhmacher-Handwerk Stück für Stück, so wie es sein Vater trieb, und that keinen Stich anders, als dieser; Jakob hingegen forschte bey jedem Schnitt und jeder Naht nach der Absicht, die dadurch erreicht werden sollte, und studirte Vortheile aus, daß er in derselben Zeit mehr fördern konnte, und daß seine Arbeit ein feineres Ansehen bekam. Auf der Wanderschaft blieb

Michel im ersten dem besten kleinen Städtchen, wo er Arbeit bekam, zwey Jahre sitzen, und sonst bekümmerte er sich an jedem Orte um nichts, als um die Wahrzeichen und die Herberge. Jakob war aber der Meynung: das Wandern sey in den Handwerks-Gesetzen verordnet, damit sich die Gesellen etwas in der Welt versuchen, mit Leuten manierlich umgehen lernen, und erfahren sollten, wie man anderwärts arbeite, besonders in großen Städten, wo die Kunst immer höher getrieben wird. Er blieb daher nicht länger bey Einem Meister und an Einem Orte, als bis er von seinem Verdienst so viel erspart und gesammelt hatte, daß er damit in eine andere große Stadt reisen konnte; denn er hätte lieber Hunger gelitten, als unterweges gebettelt, wie es viele reisende Handwerksbursche thun. Er brachte aber bald so viel zusammen, weil er den blauen Montag nicht feyerte, und des Sonntags lieber ins Feld spatzieren gieng, als im Wirthshause ohne Durst zu trinken oder sein Geld zu verspielen. Dagegen machte er überall mit den geschicktesten Meistern Bekanntschaft, erkundigte sich nach Vortheilen im Leder-Einkauf,

kauf, lernte die Güte jeder Sorte unterscheiden, merkte sich die Preise verschiedener Fabriken, und die Wege, wie es am wohlfeilsten von da und dort her nach seiner Vaterstadt zu ziehen sey. Auch machte er sich allenthalben mit den Gesetzen und Gewohnheiten, nicht allein des Schuhmacher-Handwerks, sondern auch anderer Gilden und Innungen, bekannt, und bemerkte, was davon nachahmenswerth war. Als die beyden Brüder Meister wurden, bestanden beyde im Meisterstück vortrefflich; denn Michel konnte nicht anders arbeiten, als nach alter Handwerksmanier und Gebrauch, und dem Jakob war es ein leichtes, ein Paar Stiefel, Schuhe und Pantoffeln zu machen, woran auch der strengste Eiferer unter den Altmeistern keinen falsch scheinenden Stich aufspühren konnte. Auf gleiche Art bediente nun Michel seine Kundleute, und kam in den Ruf, daß er zwar dauerhaft, aber etwas plump arbeite, und daß zarte Füße Leichdornen von seinen Schuhen bekämen. Er behielt jedoch so viel Kunden unter den Arbeitsleuten, welche starke Schuhe brauchen, daß er nothdürftig zu leben hatte. Jakob im Gegen-

gentheil hatte die Bemerkung gemacht, daß unter den Füßen und Beinen der Menschen eine eben so große Verschiedenheit sey, als unter den Gesichtern. Er legte sich also darauf, diese Unterschiede genau zu bemerken, und verfertigte selbst eine Art von Leisten, die in Stücke zerschnitten waren, und denen er, vermittelst kleinerer und größerer Einschiebsel, die Gestalt eines jeden Fußes zu geben wußte, so daß seine Schuhe wie angegossen waren, und nirgends drückten. Seine Kenntniß vom Leder kam ihm dabey zu statten, so daß er eben so wohlfeil arbeiten konnte, als andere, und an Sauberkeit that es ihm keiner gleich. Er kam daher in kurzem in solche Kundschaft, daß er selbst nichts thun konnte, als Maaße nehmen und zuschneiden, und viele Gesellen halten mußte, die das, was er zuschnitt, verarbeiteten. Daß er dabey reich wurde, läßt sich denken. In der Heurath trachtete Michel besonders dahin, eines angesehenen Meisters Tochter, die etwas im Vermögen hätte, zu bekommen. Er bekam auch eine solche, die aber eine ungeschickte, schmutzige und zänkische Hausfrau wurde, und ihm das Leben sauer

machte. Jakob überlegte, daß die Frau dem Manne das Leben froh machen, ihn nach der Arbeit ergötzen, das Haus ordentlich und sauber halten, sparsam wirthschaften, die Kinder gut erziehen solle: und suchte daher eine solche, die geschickt, verständig, redlich und christlich genug wäre, dieses zu leisten. Er fand sie auch, weil er nicht darauf sah, ob ihr Vater der oberste oder unterste Meister gewesen, und ob ihre Mitgabe in Thalern oder Groschen bestehe. Er erzog seine Kinder nach der Manier des Rectors, durch Güte und Erklärung der Beschaffenheit der Dinge, zu klugen und braven Leuten; indem Michel die Seinigen mit Hülfe des Knieriemens nicht weiter brachte, als er selbst gekommen war. Als Unterthanen thaten beyde Brüder ihre Schuldigkeit aufs pünktlichste; nur mit dem Unterschiede, daß Michel aus sclavischer Furcht vor der Strafe gehorsam war, und Jakob, weil er einsahe, daß ohne Gesetze und Obrigkeiten keine Sicherheit und Ruhe im Lande wäre, und kein Bürger mit Frau und Kindern glücklich leben und sein Gewerbe treiben könnte. Beym Handwerk hielt Michel steif über die alten Gebräuche und

Herkommen, setzte sich dagegen, wenn uneheliche und Scharfrichterskinder aufgedingt werden sollten, und war ein geschworner Feind der Altflicker und Pfuscher. Jakob, welcher bald zum Obermeister gewählt wurde, hielt aber darauf, daß kein Mitmeister betrügliche Waare lieferte, daß Meister und Gesellen sich ehrbarlich aufführten, daß Meisterswittwen und Waysen versorgt wurden. Auch stiftete er eine Krankenverpflegungs-Anstalt für fremde Gesellen und Lehrlinge, und eine Niederlage, aus welcher arme Meister Vorschuß an gutem Leder bekamen. Den öffentlichen Gottesdienst besuchten beyde Brüder fleißig, lasen auch beyde des Sonntags erbauliche Bücher. Aber Michel gieng in die Kirche, weil er es einmal so gewohnt war; er hörte und las Predigten, ohne den Inhalt zu fassen; er beichtete mit der Beichtformel, die er als Knabe gelernt hatte, und beym Genuß des heil. Abendmahls überlief ihn allezeit ein kalter Schauer, und war ihm zu Muthe, er wußte nicht, wie? Bey der Einführung des neuen Gesangbuches seufzte er über die gottlose Neuerungssucht, und sang zu Hause immer fort aus dem alten.

Jakob im Gegentheil besuchte die gottesdienstlichen Zusammenkünfte als Anstalten, wo die Christen ihre Erkenntniß in der Religion erweitern und durch gemeinschaftliches Gebet und Gesang einander in der christlichen Tugend stärken. Bey der Beichte hielt er Abrechnung mit sich selbst, wie weit er seit dem letztenmale in der Verbesserung seines Verstandes und Willens vorwärts gekommen, und was er nun noch alles an sich zu verbessern habe. Durch das Gedächtnißmahl Jesu stärkte er sich in dem Vorsatze, immer besser zu werden, und in der Liebe gegen die Menschen, welche Jesus an seiner Tafel alle als Brüder vereinigt, wenn sie in der Welt noch so sehr an Stand und Würden unterschieden sind. Michel las den Morgen- und Abendsegen aus dem Kubach, und Jakob betete aus dem Herzen. In Krankheiten brauchte Michel, was ihm die Nachbarn und Gevatterinnen riethen, und Jakob verließ sich auf den Arzt. In andern Widerwärtigkeiten des Lebens wußte dieser auch oft Rath und Hülfe zu schaffen, wo jener aus Unverstand den größten Schaden erlitt. Endlich auf dem Sterbebette sagte Michel die sieben Bußpsal-

men und alle Stoßgebete her, die er in der Jugend gelernt hatte, ohne recht zu wissen, was er that; Jakob hingegen versammelte seine Kinder um sich her, reichte ihnen die kalte Hand und sagte: „Ihr Lieben! Ich scheide nun von euch; aber grämt euch nicht darüber! Wir sehen uns dort glücklicher wieder, wo keine Krankheit und kein Tod seyn wird. Ich sterbe fröhlich und getrost, mit herzlichem Dank gegen den allgütigen Gott, der mir viel Freude in meinem Leben gegeben hat, und gegen den braven Herrn Rector, der mich gelehrt hat, wie ich als ein verständiger und guter Mensch und Christ leben sollte. Seyd brav und gut euer Lebenlang, liebe Kinder! Vergesset nie, daß ihr unsterbliche Menschen seyd, und daß die Hauptsache eures Lebens auf dieser Erde ist, immer verständiger und liebevoller zu werden. — Genießet das Gute, das euch Gott giebt, mit Freuden; duldet die Leiden, die ihr nicht durch Nachdenken, Fleiß und Geschicklichkeit los werden könnet, mit Geduld, wie unser lieber Herr Jesus, und suchet immer so viel Gutes zu thun, so nützlich zu werden, als ihr vermöget. Dies ist das Beste,

was ich euch wünschen kann." Unter solchen Reden mit den lieben Seinigen entschlief er so ruhig, wie ein Kind an der Mutter Brust. Nun genießt er von den Freuden der Ewigkeit gewiß auch mehr, als sein Bruder, weil er fähiger ist, geistige und göttliche Freuden zu verstehen. Seine Frau und Kinder trauerten um ihn im Herzen, und bestimmten das Geld, das die schwarzen Kleider gekostet hätten, zur Pflege kranker Handwerks-Gesellen; dagegen Michels Hinterbliebene bey seinem Ableben sich in Schulden steckten, um ihn nach hergebrachter Sitte zu betrauern.

(Becker.)

XXIII.

Lehren.

Kinder, wollt ihr wahres Glück,
Wahre Ruhe fühlen,
O so müßt ihr nie zurück,
Immer vorwärts zielen.
Müßt den Gott, der euch erschuf,
Und die Eltern ehren,
Hören des Gewissens Ruf
Und der Weisheit Lehren!

Erdenglück verschwindet schnell,
Glück der Tugend nimmer,
Herz und Blick wird durch sie hell,
Fröhlich macht sie immer.
O wer Gott und Tugend liebt,
Wird beglückt auf Erden,
Und dort, wo's Belohnung giebt,
Ewig seelig werden.

Ende des ersten Bändchens.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

J.

8° L. D.

Sammlung

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sammlung lehrreicher Beyspiele und Erzählungen für die Jugend

Bd.: 1

Augsburg [ca. 1800]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5887
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261679-8
VD18 80220371-001